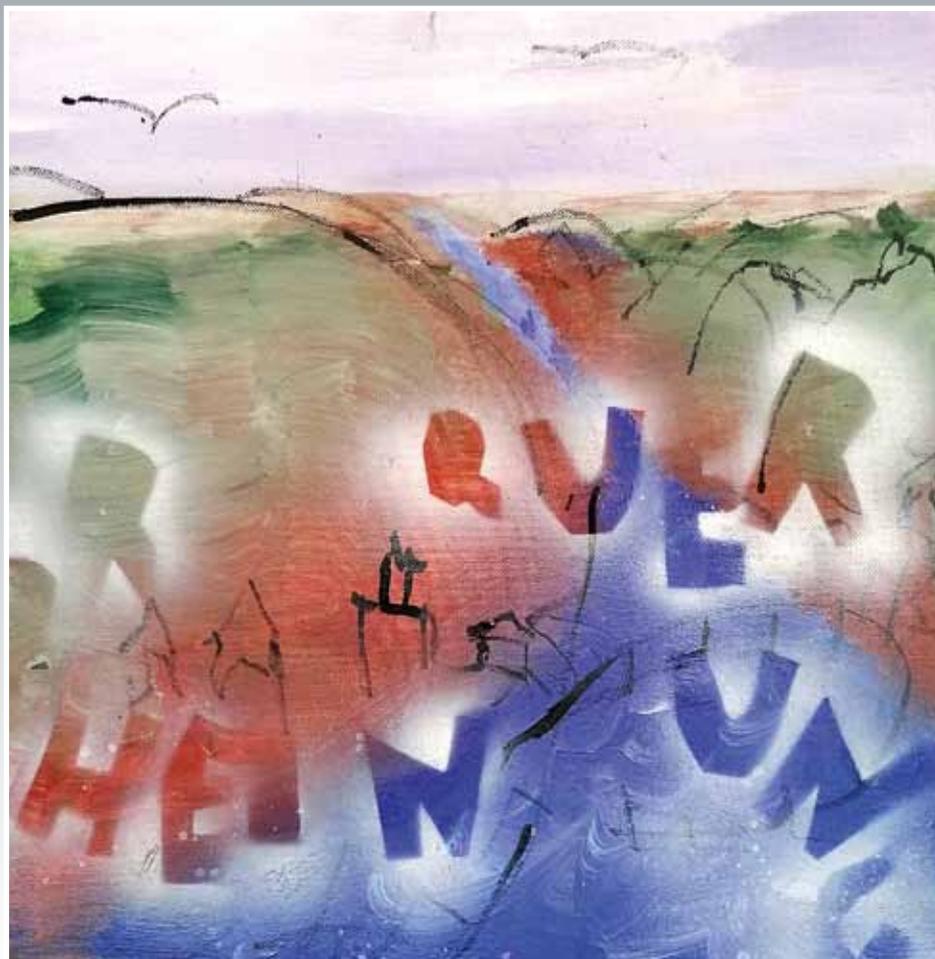


Brücken schlagen – Grenzen überwinden

Ein Projekt der Orte Andernach und Leutesdorf





Die kreative Verbundenheit der Welt

Es war alles ganz anders geplant. Die vorliegende Broschüre sollte zum diesjährigen Rheinland-Pfalz-Tag in Andernach präsentiert werden. Doch dann kam Corona mit den bekannten Folgen. Wie ähnliche Veranstaltungen wurde auch der RLP-Tag abgesagt. Dass es uns dennoch gelungen ist, viele Menschen für unser Projekt zu begeistern, sei es ideell, kreativ und auch finanziell, freut uns ganz besonders. Bei Ihnen allen möchten wir uns von Herzen bedanken.

Es begann alles damit, dass sich im letzten Sommer Erich Schneider und Harald Stoffels aus Leutesdorf mit mir auf „neutralem Boden“, dem Geysir-Schiff trafen. Über mögliche gemeinsame Aktivitäten wollten wir uns beraten. Irgendwann stand ein Thema im Raum, an dem wir uns orientieren wollten, um die Verbundenheit der beiden sich gegenüberliegenden Orte literarisch und bildnerisch auszudrücken. Kunstschaffende links und rechts des Rheins beteiligten sich in Form von Geschichten und Gemälden, inspiriert vom Thema „Brücken schlagen - Grenzen überwinden“, nicht nur in geographischer, sondern auch in mentaler oder auch physischer Hinsicht.

Literatur fordert dazu heraus, persönliche Welten mit den Welten in mehr oder weniger erfundenen Geschichten zu verbinden und eigene Schlüsse daraus zu ziehen. Gerade in der heutigen Zeit ständiger Reizüberflutung ermöglicht das Eintauchen in literarische Texte oder in Bildgestaltungen einen Freiraum für die Phantasie und kann Visionen entstehen lassen, die auch in andere Zeiten verweisen.

Die eigens für dieses Projekt verfassten Beiträge dokumentieren, dass einmal gesteckte Grenzen nicht für alle Zeiten akzeptiert werden müssen. Diese Broschüre ist ein Angebot, neue Türen zu öffnen - es wird auf unterschiedliche Weise erfahrbar, wie man über sich hinauswachsen und das kommende Neue aktiv gestalten kann. Denn es liegt an uns, die Welt zum Guten zu verändern. Zumindest ein bisschen.

Herzlichst

Gabriele Keiser

Autorin und Dozentin des VHS-Kurses „Schreiben!“
Andernach, Sommer 2019



Heimat leben ist einfach.

Wenn die Sparkasse Neuwied das Heimatleben mit ihrer Spendenplattform fördert.
www.heimatleben.de



Charles 100

Grenzen überwinden und Brücken schlagen. Dies dürfte dem Schriftsteller Charles Bukowski nicht fremd gewesen sein. Am 16. August 1920 wurde er in Andernach als Sohn des amerikanischen Besatzungssoldaten Henry Bukowski und der Deutschen Katharina Fett geboren.



„Dirty old man“ (2020) von Markus Bäcker, Kaffee auf Papier.

Schon 1923 sind die Eltern mit ihrem Sohn in die USA ausgewandert. Damals noch unter seinem Geburtsnamen Heinrich Karl Bukowski. Irgendwann hat der junge Bukowski dann begonnen, seinen Zugang zur Welt literarisch zu verarbeiten. Und auch dabei hat er oft genug Grenzen überwunden, insbesondere die der Konventionen.

Auch Ludwig van Beethoven hat eine sehr große Rolle in seinem Leben gespielt. Und nicht nur als Inspiration beim Schreiben.

Als ich 1988 mein erstes Berufspraktikum in der Stadtbücherei Andernach machte, lernte ich Bukowski kennen. Natürlich nicht persönlich. Und auch ich musste Grenzen überwinden, um an die Bücher Bukowskis heranzukommen.

Mittlerweile hat sich sehr viel geändert. Die Stadtbücherei Andernach hat eine eigene Bukowski-Abteilung erhalten und wird zum Gedenken an den Sohn Andernachs im Folgejahr nach dem 100. Geburtstag eine mehrwöchige Ausstellung und zahlreiche Events anbieten. Und spätestens seit der Aufnahme der Hinterlassenschaft von Charles Bukowski in die renommierte amerikanische Huntington Library wurden in der Welt der Literatur Grenzen überwunden.

Frank Merken

Leiter der Stadtbücherei Andernach
Andernach, Frühjahr 2020

Textbeiträge

- | | | |
|----|---|------------------------------|
| 6 | ■ An der Hand meiner Großmutter | ■ Ursula Goldau |
| 9 | ■ Zwei Buchstaben | ■ Ellen Graf |
| 11 | ■ Eine außerordentliche Begegnung | ■ Dagmar Pascher |
| 13 | ■ Von B nach A | ■ Petra Schmidbauer |
| 17 | ■ Als wär's ein Stück von einem Traum | ■ Gabriele Keiser |
| 22 | ■ Schönheit | ■ Marie Ackermann |
| 23 | ■ Brückenschlag | ■ Carmen Rakemann |
| 24 | ■ Gespenster über der kleinen Stadt | ■ Harald Stoffels |
| 35 | ■ Der rote Luftballon | ■ Christina Merkel |
| 38 | ■ Brücke ins Leben | ■ Manfred Nachtsheim |
| 42 | ■ Als die Welt den Atem anhielt | ■ Maria Theresia Tilgen-Selt |
| 45 | ■ Diesseits und jenseits des Mittelrheins | ■ Gerda Stark |
| 47 | ■ Die Vielfarbigkeit des Himmels | ■ Tanja Haas |
| 52 | ■ Auf den Wassern des Styx | ■ Markus Bäcker |

Bildbeiträge

- | | | |
|----|---|---------------------------|
| 1 | ■ Rheinquerung 1 | ■ Ursula Goldau |
| 4 | ■ Dirty old man | ■ Markus Bäcker |
| 7 | ■ Rheinblick vom Bollwerk | ■ Rita Krupp |
| 8 | ■ Rheinquerung 2 | ■ Ursula Goldau |
| 10 | ■ Engel | ■ Carmen Rakemann |
| 12 | ■ Traumimpressionen | ■ Dagmar Pascher |
| 15 | ■ Runder Turm Andernach | ■ Rita Krupp |
| 16 | ■ Rheinquerung 3 | ■ Ursula Goldau |
| 21 | ■ Blick vom Leutesdorfer Ufer auf Andernach | ■ Gisela Schreyögg |
| 22 | ■ Blumenbrücke Leutesdorf - Andernach | ■ Gabi Adams-Hildebrandt |
| 25 | ■ Kreuz | ■ Carmen Rakemann |
| 26 | ■ Alles dreht sich um den Berg | ■ Harald Stoffels |
| 29 | ■ Stürzender Elefant am alten Fähranleger | ■ Walter Jotzo |
| 30 | ■ Blick vom Alten Krähnen auf Leutesdorf | ■ Walter Jotzo |
| 33 | ■ Die Einschiffung der Bacchanten ... 1 | ■ Berthold Steiger |
| 34 | ■ Die Einschiffung der Bacchanten ... 2 | ■ Berthold Steiger |
| 37 | ■ Die Einschiffung der Bacchanten ... 3 | ■ Berthold Steiger |
| 39 | ■ Brückenschlag zwischen zwei Ländern | ■ Gabriele Specht-Birlem |
| 40 | ■ Brücke | ■ Carmen Rakemann |
| 43 | ■ Felsentor | ■ Gabriele Specht-Birlem |
| 44 | ■ Die rheinische Toskana | ■ Marianne Nalbach |
| 45 | ■ Die Einschiffung der Bacchanten ... 4 | ■ Berthold Steiger |
| 47 | ■ Abendstimmung in Jerusalem | ■ Rita Krupp |
| 48 | ■ Rheinblick an der Loreley | ■ Rita Krupp |
| 51 | ■ Ameisenbrücke | ■ Carmen Rakemann |
| 52 | ■ Sonnenuntergang über Flusslandschaft | ■ Bärbel Hiddemann-Pahnke |

Sonstiges

- | | | |
|----|--|------------------------|
| 2 | ■ Vorwort | ■ Gabriele Keiser |
| 4 | ■ Jubiläum: Charles 100 | ■ Frank Merken |
| 52 | ■ Nachwort | ■ Brigitta Dewald-Koch |
| 53 | ■ Verzeichnis der Autoren und Künstler | |
| 59 | ■ Impressum | |

Zum Titelbild:
„Rheinquerung 1“
von Ursula Goldau,
Mischtechnik.

An der Hand meiner Großmutter

Ursula Goldau

Hurra, wir fahren nach Annenaach! Ich hüpfte herum und war meiner Großmutter überall im Weg, die sich schön machte für den Besuch in der Stadt. Dunkelgraue Seidenstrümpfe, festes Schuhwerk mit Schnürung, Jackett und Rock mit Streifenmuster, dazu die weiße Bluse, bestickt und gesmokt. Auf dem Kopf das kesse Hütchen mit dem Netzschleierchen, das ich so liebte. Vielleicht noch der Pelz? Nein, der war zu warm.

Die Strecke vom Fronhof bis zum „Pötsche“ - so wurde die Fähre genannt - schien mir unendlich weit. Schnell taten die kurzen Beinchen weh vom Laufen und ich geriet ins Schwitzen, auch wenn ich hundertmal die Söckchen hochzog und innehielt. Noch keine vier Jahre zählte ich damals, als die ersten tiefen Eindrücke der liebenswerten Stadt auf der anderen Seite des Rheins sich mir einprägten. Leutesdorf war klein und Andernach groß! Weit vom Fronhof entfernt lag die Stadt wie eine Fata Morgana, wunderhübsch und fern über dem Strom schimmernd. Aber mit der Fähre war sie leicht zu erreichen. An der Hand der Großmutter lief ich unsere Dörfchenrheinfrost entlang, am Bahnhof vorbei, am Schmerzenskreuz und an Loosens Garten. An Schmitze Haus fiel mir jedes Mal die verrückte Weinwerbung auf mit den Affen an der Flasche, umgeben von Loreleien - fischgeschwänzten Rheintöchtern - und bunten Schildern. „Vino to take away“.

Was steht da?

Oma las vor, lachte und sagte, das ist Englisch und Italienisch in einem. Die große weite Welt umging uns bereits hier. Noch ein langes Stück war zu laufen am Leinpfad entlang, wo die Weinstöcke bis an die Straße wuchsen und es keinen Bürgersteig gab. Diesen Weg gingen wir, wenn der Rhein zu hoch war. Die Schiffe wurden damals von Schleppdampfern mit schwarzer Rauchfahne gezogen und wir machten uns ein Spiel daraus, zu wetten, wie viele Schiffe jeder einzelne im Schlepptau hatte, die hinter der Rheinkurve sichtbar wurden. Stolzer Sieger zu sein war ausreichend, Preise gab's keine. Man musste nur ein Gefühl dafür haben, wie kräftig das Schleppboot war ...

Dann waren wir auch schon am Fähranleger und die Beine taten nicht mehr weh vor lauter Aufregung. Scheppernd legte das rundliche weißbrotschwarze Boot an und Schaffner und Steuermann grüßten die Großmutter mit „Guten Tag, Frau Masberg, äh Frau Mohr.“ Ja, man kannte meine Großmutter, die den Winzer Arnold Mohr geheiratet hatte. Ihre Familie stammte ursprünglich aus Andernach, alle unsere silbernen Löffel waren gezeichnet mit dem Namen von Josef Masberg, ihrem Großvater.

Ihre beiden Schwestern hatten auf das Familiensilber verzichtet und ich hatte



„Rheinblick vom Bollwerk“ (2020) von Rita Krupp, Ölfarbe auf Leinwand.

Spaß daran, mit den silbernen Eierbechern Kelch und Messe zu spielen und den Eierschneider zum Klingeln zu bringen. Auch die Löffel machten Musik, wenn man sie gegeneinanderschlug. Und gleich, gleich in der Kramgasse gegenüber von Frau Bozems Handarbeitsladen, da würde die Uhr vielleicht am alten Rathaus schlagen und die bunte Anna würde dazu nicken mit Maria auf dem Schoß, und das Jesulein würde hüpfen vor Freude: Davon und von dem Glockenspiel hatte die Großmutter schon oft erzählt. Ich wurde immer aufgeregter, trat von einem Fuß auf den anderen und konnte gar nicht abwarten, bis alle ausgestiegen waren und wir endlich über die Rampe aufs Schiff klettern durften.

„Nein, ins Häuschen gehen wir nicht, vorne auf der Rundbank im Kiel ist es viel schöner!“

Wir setzten uns wie die Könige bei der Hofhaltung - den Rhein zu Füßen. Schon legte die Fähre ratternd vom Ufer ab und alles schaukelte.

“Halt dich fest und bleib schön sitzen!“

Ein wenig Angst schwang mit und ich glaubte, sie betete, weil sich ihre Lippen bewegten. Wir Festländer waren es nicht gewohnt, auf dem schwankenden Wasser zu sein. Aber Tante Hiltrud, Großmutter's mittlere Tochter, war früher jeden Tag nach Andernach zur Schule gefahren. So gefährlich wie Hochwasser konnte das Fährefahren nicht sein, wenngleich die Schiffe so nah vorbeifuhren, dass man hätte in die Kochtöpfe der Kapitänsfrauen sehen können. Das Schaukeln wurde wilder, es spritzte. Ich wurde nass und erschrak. Eigentlich war es schön, dass der Rhein auf dem Gesicht glänzte, und stolz schüttelte ich das nasse Haar.

„Der Rhein hat dich getauft“, sagte die Großmutter lachend und gab mir ihr

Taschentuch. „Rubbel dich trocken.“

Ich war dann doch froh, ans feste Ufer zu kommen. Es scheppte und dumpelte wieder und wir waren da. Ich suchte nach der Hand meiner Großmutter, die ich ganz fest hielt, und dann liefen wir über die Landebrücke zur großen Weide in die Gartenanlagen, deren Rosenduft uns empfing.

„Solch eine Weide steht auch am Seeges.“ So nannten wir die Wasseransammlung außerhalb des Ortes, die jedes Mal bei Hochwasser entstand. Gern hängte ich mich dort in die langen Zweige der Weide und schaukelte, während die Großmutter im Garten arbeitete.

„Das ist schön, zwei Bäume an zwei Ufern.“

„Ja, und sie sind gleich alt und gleich groß.“

Vielleicht wusste die Großmutter, wer sie gepflanzt hatte - oder war sogar mit dabei? Ich hab sie nicht gefragt, denn die Aufregung war zu groß. Alles war wunderschön und gepflegt und eindrucksvoll.

„Bleib immer an meiner Hand“, sagte die Großmutter und wir schritten durch das dunkle Tor mit den Riesenfiguren, Bäckerjungen genannt. Die Großmutter flüsterte, auch ihr war nicht ganz geheuer, so finster und so ungeschlacht standen sie über uns.

„Die haben die Stadt mit ihren Bienenkörben gerettet.“

Das war sicher gut so und ich musste keine Angst haben. Ich kannte ja die Sage. Aber schnell weiter, es war feucht und kühl zwischen den Toren

und die Rheinstraße hinauf war's auch nicht wärmer. Ich fragte, was die vielen bunten Bilder und Schilder bedeuteten, die überall hingen, aber die Großmutter wollte mir nichts erklären und lenkte mich ab.

„Wir kaufen oben in der Bäckerei ein Schößje für dich und Eclairs.“

Schößje, das waren leckere braune Brötchen, die aus zwei Hälften bestanden, aber zusammen gehörten, ganz wie die Orte Andernach und Leutesdorf. Frau Bozem in der Kramgasse war die Herrscherin über Stick-, Strick- und Häkelgarne, vorgedruckte Tischdecken und Servietten zum Nachstickern. Ein kleines vollgeräumtes Lädchen, in dem sich Großmutter stundenlang aufhalten konnte und das sie schließlich mit einer Tasche voller Wolle und Garn verließ.

Danach gingen wir in die Weinhandlung von Frau Barthelmeh, die Kundin meines Großvaters war. Dann noch zum Elektroladen in der Nähe der Weißheimer Mälzerei, denn Großmutter liebte schöne Lampen. „Wenigstens mal



„Rheinquerung 2“
von Ursula Goldau,
Mischtechnik.

schauen.“ Großmutter hatte mir erzählt, dass dort einmal bei Hochwasser die Glastür zerbrach und Kühlschränke in ihren luftdichten Verpackungen den Rhein hinunterschwammen.

„Die Wurst dürfen wir nicht vergessen!“ Die Großmutter schwärmte oft von Metzger Selbach: „So gute Wurst gibt’s bei uns nicht, weil die alles noch nach altem Rezept machen und viele Kräuter reintun.“

Schließlich war es Zeit für den Heimweg. Ich war müde und mir taten die Beinchen ganz furchtbar weh. Auf dem „Pöntsche“ konnte ich ein wenig ausruhen beim Hinübergleiten über das Wasser. Der Weg zurück am Ufer kam mir unendlich lang vor. Wie oft dachte ich: „Wenn doch jemand käme und mich mitnähme.“ Das war ein Spruch aus einem Bilderbuch. Wie froh war ich, als wir endlich das Tor zum Fronhof aufdrücken konnten.

Doch beim nächsten Besuch waren diese Mühen vergessen.

Lang ist das her. Aber hat sich seit den Fünfzigerjahren so viel geändert? Ja und nein. Für mich bleibt manchmal die Zeit stehen und ich erinnere mich, freue mich drauf, mit dem Enkel dieselben Wege gehen zu dürfen und von damals zu erzählen. Und ich meine, dass die Stadt drüben auf der anderen Rheinseite noch ein wenig schöner geworden ist, als sie es zu meiner Kinderzeit war.

Zwei Buchstaben

Ellen Graf

Ich liege im MRT. Es ist laut. Es rattert, es rüttelt, es klappert, es pfeift. Dicke Tränen laufen über mein Gesicht. Mein Hals ist ganz nass. Was passiert mit mir? Was ist bloß los? Auf meinen Körper kann ich mich seit einiger Zeit nicht mehr verlassen. Er lässt mich gnadenlos im Stich. Das macht mich unglaublich wütend. Geradeaus gehen? Kaum eine Chance. Fokuslos. Ohne Steuerung. Bleierne Müdigkeit. Betonschuhe. Meine linke Gesichtshälfte ist gelähmt und lässt sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Die „normale“ Seite, die rechte also, ist umso aufgeregter und agiler.

Der Lärm stoppt. Man spritzt mir Kontrastmittel. Dann geht der Krach von vorne los. Wie meine Angst. Die sich in Panik steigert. Bevor ich die Antwort bekomme, können die Ärzte bereits sehen, was mit mir los ist. Ich werde zurück in mein Klinikbett geschoben. So vieles geht mir durch den Kopf. Was ist mit meiner Zukunft? Habe ich überhaupt eine Zukunft? Werde ich die Chance bekommen, mein Kind aufwachsen zu sehen und ins Leben zu begleiten?

Dann: Endlich Gewissheit. Endlich? Endlichkeit? Die Antwort besteht aus zwei Buchstaben, die mein Leben für immer verändern. Ein M und ein S. Miese

Stimmung. Mein Scheiß. Meine Schmerzen. Meine Sehnsucht. Meine Sorgen. Muppet Show.

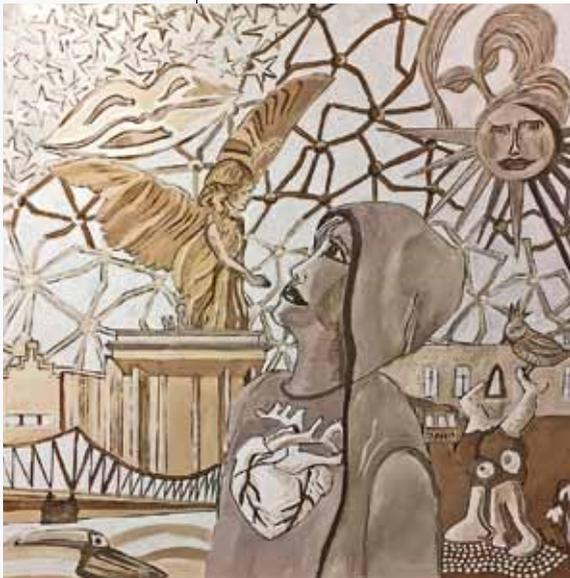
Und nun? Unverständnis. Wut. Hass auf den Körper, der mir nicht mehr gehorcht. Wo kommt das her? Was liegt vor mir? Rollator? Rollstuhl? Pflegeheim? Abwarten, sagen die Ärzte. Man wird sehen.

Sechzehn Jahre sind seither vergangen. Angefüllt mit Reha-Maßnahmen, Therapiesitzungen, Krankengymnastik und vielen Medikamenten. Wieder liege ich im MRT. Panik? Nein, nicht wirklich.

Respekt vor den zwei Buchstaben? Ja, unbedingt. Irgendwie haben wir uns angefreundet, die zwei Buchstaben und ich. Uns blieb gar nichts anderes übrig. Mein Leben hat sich verändert, ich habe mich verändert. Meine beiden Gesichtshälften leben wieder harmonisch nebeneinander und miteinander. Ich kann wieder geradeaus gehen und stehe fest auf beiden Füßen. Vieles hat an Bedeutung verloren und anderes wiederum an Wert gewonnen. Mein Leben hat sich entschleunigt. Mein Galgenhumor ist gewachsen. Dinge, die ich heute nicht erledigen kann, weil es mir nicht gut geht, verschiebe ich. Manchmal werden sie im Laufe nur eines einzigen Tages oder aber der vergehenden Zeit vollkommen unwichtig. Wozu also die Aufregung?

An manchen Tagen, wenn mein Körper mir wieder eine Lektion erteilt, muss ich mich zurückziehen, Wunden lecken. Ich versuche, jeden Tag zu genießen und zu nutzen. Zwei Buchstaben als Chance? Ist das meine Lektion? Ich achte viel mehr auf mich und meine Bedürfnisse. Bin gut zu mir, rücksichtsvoller zu meinem

„Engel“ von Carmen Rake-
mann, Acryl auf
Keilrahmen.



illoyalen Körper. Habe die Möglichkeit bekommen, die Dinge zu tun, die mir Spaß machen und mich erfüllen. Mein Kind, inzwischen erwachsen, darf ich weiterhin glücklich verhätscheln.

Wer weiß schon, was die Zukunft bringen wird? Sollte sich morgen etwas ändern und sich mein Zustand verschlechtern, dann nehme ich das morgen in Angriff. Überleben wird schließlich niemand.

Trotz alledem bin ich glücklich. Ge-lassener. Suche nicht mehr nach Erklärungen.

Zwei Buchstaben. Ein M und ein S. Mach schnell. Mehr Spaghetti. Meine Sehnsucht. Mehr Sonne. Mehr Spaß. Nur zwei Buchstaben.

Eine außerordentliche Begegnung

Dagmar Pascher

Die Sonne vertreibt die letzten Nebelschwaden. Das Blau des Himmels wird langsam intensiver. Es scheint ein schöner Tag zu werden. Ich öffne das Badezimmerfenster, atme den belebenden Wohlgeruch frischer Morgenluft ein und lausche dem munteren Gezwitzcher der Vögel. Ich fühle mich vital und unternehmungslustig, fast so wie als Kind, wenn ich mit meinem Vater auf langen Spaziergängen die Natur durchstreifte. Unwillkürlich muss ich lächeln. Kostbare Erinnerungen, die die Seele streicheln.

Als ich mich dem Waschbecken zuwende, um mir die Zähne zu putzen, fällt mein Blick auf die Steinkacheln aus rotbraunem Terrakotta, mit denen der Boden des gesamten Hauses gefliest ist. Ein warmer Farbton, der auch nach Jahren der Gewöhnung noch immer heimelig wohnlich auf mich wirkt, weil er den Räumen eine sanfte, behagliche Atmosphäre verleiht. Doch heute ist da noch etwas anderes. Ein heller Lichtstreifen verläuft quer durch den Raum, nur zwei Schritt weit entfernt. Ein verirrter Sonnenstrahl? Während ich die seltsame Erscheinung noch interessiert betrachte, weitet sich das helle Band zu einer Öffnung im Boden. Die Fliesen teilen sich. Wie in einem Theaterstück erscheint, von unsichtbarer Hand gesteuert, eine zweite Bühnenebene, die den Blick auf eine Welt unter dem Fußboden frei gibt. Mich streift der Gedanke, dass das nicht normal ist, dass ich Angst haben sollte, aber er zerfließt und verschwindet, wie ein Windhauch, der einen zart und zufällig berührt, bevor er weiterzieht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Fasziniert blicke ich in den unterirdischen Raum, der sich mir offenbart.

Ein warmes, gelbes Licht entströmt ihm. Obwohl es sehr hell ist, strahlt es etwas Gemütliches aus, scheint Geborgenheit zu versprechen. Unvermittelt drängt sich mir der Eindruck auf, die fremde Welt zu meinen Füßen müsse voll sanfter, wohlklingender Musik sein, aber kein Laut dringt an mein Ohr. Schemenhaft nehme ich Bewegungen wahr. Noch bevor ich die Situation weiter erfassen kann, entsteigt dem Inneren ein Wesen, ein Mensch und nimmt erkennbar die Gestalt eines Mannes an. Er scheint ein paar Stufen emporzusteigen, bis er am Rand des Spaltes ankommt, hinaustritt und schließlich in voller Größe vor mir steht. Gültiges Lächeln, liebevolle Augen, so vertraute Gesichtszüge von ausdrucksvoller Lebendigkeit ... „Papa!“

Freudestrahlend nehmen wir uns in die Arme. Vor dreieinhalb Jahren verließ er diese Welt im festen Glauben an ein jenseitiges Leben, und nun ist er wieder da. Unsere Begegnung erscheint mir völlig natürlich und ich freue mich unbändig, ihn zu sehen. Die Spuren des Todes sind verschwunden. Gut sieht er aus in seiner dunkelblauen Hose, dem weißen Hemd und dem karierten Jackett in zartem Gelb und Blau, dezent und dennoch fröhlich hell. Es erinnert mich an ein

„Traumimpressionen“ von Dagmar Pascher, Aquarellfarbe, 13 x 18 cm.

Gott als zentrales Element des Lebens für den, der glaubt.



Sakko, das meine Eltern vor sehr langer Zeit gekauft haben, aber dieses hier ist neu. Mein Vater strahlt mit jeder Faser seines Wesens Zufriedenheit und glückliche Gelassenheit aus. Es muss ihm gut gegangen sein, da, wo er war. Wir lachen, scherzen, diskutieren, tauschen unsere Gedanken aus, ganz so wie früher. Unbeschwert, vertraut. Die Zeit der äußeren Trennung konnte unserer tiefen inneren Verbundenheit nichts anhaben, und selbst als unsere Worte versiegen, sind wir in sorglosem, harmonischem Schweigen vereint.

Nach einer Weile spüre ich, dass mein Vater seinen Blick auf die Lichtquelle im Boden richtet und bemerke eine Veränderung in ihm. Er macht sich zum Gehen bereit. „Kommst du mich wieder einmal besuchen?“, frage ich ihn. „Klar, wenn du willst, gerne.“ Wir nehmen uns zum Abschied noch einmal in den Arm. Ich bin glücklich über die unerwartete Begegnung und freue mich bereits auf das nächste Mal. Mein Vater löst sich von mir und schaut mich noch einmal strahlend an. Ich hebe meinen rechten Arm, winke ihm zu. Er winkt zurück, lächelt, steigt die Stufen hinab. Wieder winke ich, doch dieses Mal bewirkt die Bewegung eine Veränderung in mir, in meinem Körpergefühl. Ich winke heftiger und tauche mit der zunehmenden Intensität der Bewegung in eine andere Wirklichkeit ein.

Langsam realisiere ich, dass ich mich nicht im Badezimmer, sondern im Schlafzimmer in meinem Bett befinde, die rechte Hand wie zum Gruß erhoben. Was für ein eindrucksvoller, intensiver Traum! Ich fühle mich noch leicht benommen, reibe mir den Schlaf aus den Augen. Die Sonne scheint ins Zimmer. Erste Strahlen berühren die rotbraunen Terrakottafliesen. Vorsichtig schaue ich mich um. Niemand außer mir ist da und dennoch fühle ich mich nicht alleine. Ein inniges, warmes Gefühl der Geborgenheit breitet sich in mir aus. „Papa - wie

schön, dass du gekommen bist“, flüstere ich meinem Traum hinterher. Und in diesem Moment kommen mir die letzten, auf dem Sterbebett geäußerten Worte meines zutiefst gläubigen Vaters in den Sinn: „Mein Herr und Heiland.“ Er war fest davon überzeugt, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.

Ich blinzele eine kleine Träne weg, eine Freudenträne. Mit einem frohen Lachen schwinge ich mich aus dem Bett und gehe ins Badezimmer, mache mich bereit für einen neuen Tag. Es wird ein schöner Tag werden.

Von B nach A

Petra Schmidbauer

„Also, meine Liebe, ich drücke dich ganz fest und freue mich schon wahnsinnig auf unser Wiedersehen! Das klappt bestimmt, du kannst dich drauf verlassen.“

Ich vernahm noch das Geräusch zweier schneller Luftküsse, bevor aufgelegt wurde. Nachdenklich schob ich das Handy in die Tasche meiner Laufjacke, zog den Reißverschluss bis zum Kinn hoch und verließ das Haus. Meine runde lustige Freundin war dort geblieben, wo ich noch vor Kurzem zu Hause war. Automatisch passte sich das Tempo meiner ersten Schritte dem Rhythmus von Meliahs Wortfetzen an, die in meinem Kopf hämmerten:

„Ist doch voll die schöne Gegend, in die ihr da gezogen seid.“

Ja, wir hatten uns entschlossen, umzuziehen, von B nach A - nicht umgekehrt. Normalerweise wollen alle immer nach Berlin, was mich regelmäßig geärgert hatte, als ich noch dort lebte. Doch nun war alles anders. Wir hatten meine Heimatstadt verlassen. Dagegen für immer in Andernach zu bleiben, gar hier zu sterben, konnte ich mir jetzt noch nicht vorstellen.

„Mensch, hier hast du doch alles, was du wolltest: ganz viel Natur, eine tolle Landschaft, Ruhe, wenn du sie brauchst, und nicht mehr diese Enge, wo alle aufeinander hocken. Sogar das Wetter ist besser. Du wirst sehen, das wird noch richtig schön“, schwärmte mein Mann mir regelmäßig vor, wenn ich wieder einmal begann, von Berlin zu erzählen.

Ich blieb misstrauisch, auch weil ich keinen Wein trinke und keinen Karneval mag, was zur rheinischen Lebensart, wie jeder weiß, dazugehört. Aber ich hatte beschlossen, das zu tun, was der Berliner „erst ma kiesen“ nennt.

Die Wohngegend, in der unser neuerworbenes Haus steht, liegt auf einem Berg, der sich am Fuße der Altstadt erhebt. Wir hatten beide noch nie in einem Haus gelebt, immer nur in Wohnungen. Plötzlich war so viel Platz um uns herum, dass ich ständig Dinge suchte, von denen ich früher auf Anhieb hätte sagen kön-

nen, wo sie liegen. War es nicht so, dass ich, taub vom Großstadtkrach, Ruhe gesucht hatte? Tatsächlich war ich dankbar, dass mich in unserem neuen Garten die Bäume ringsum abschotteten. Ich liebe ihre Stimmen, die sich je nach Wirkung des Windes von einem streichelnden Flüstern zu einem peitschenden Fauchen steigern konnten. Gern überließ ich mich dem Lauschen, wenn die Luft sich ganz nah ans Ohr legte, sie dicht war wie Watte, angefüllt mit vielen leisen Tönen, die ich nur hören konnte, weil es so still war.

Ja, so hatte ich es gewollt.

Wenn ich am Morgen mit meinem Rucksack loszog, bemerkte ich jedes Mal die Blicke meiner Nachbarn, denen ich wohl leid tat. Mehrmals wurde ich gefragt: „Ist Ihr Auto kaputt? Sie Arme, kommen Sie, ich fahre Sie schnell.“ Ich erwiderte dann, dass ich gerne zu Fuß ginge und hier im Ort doch alles leicht abzulaufen sei. Bei der Bezeichnung „Ort“ beehrten meine neuen Nachbarn regelrecht auf und betonten: „Wir sind eine Stadt!“

Ja, amüsierte ich mich im Stillen, eine Stadt, in der die Post zwei Stunden Mittagspause und jeder kleine Laden unterschiedliche Öffnungs- und Schließzeiten hat.

Aber hatte es mir nicht genau diese Stadt angetan?

Das Mittelalter, das ich so liebe, scheint überall anwesend zu sein, in jeder Mauerritze und jedem Fensterrahmen der historischen Altstadt, durch die sich über lange Strecken eine robuste alte Stadtmauer mit Türmen, Brücken und Toren zieht. Im Süden bilden ihre Ausläufer eine Open-Air-Shakespeare-Kulisse mit einem Burggarten voller blühender Rosen und vielfältig bepflanzter Beete, die sich über den ehemaligen Wall hinziehen, ein Hort von Sonnenwärme und Grün. Weiter nördlich am alten Stadtgraben hat sich eine friedliche Gänseangeridylle entwickelt, die den Straßenlärm angenehm mildert. Direkt am Nordende steht die alte Wehranlage wie eh und je geschlossen und abweisend nach außen.

Zugegeben, das Straßenpflaster eignet sich nicht besonders gut, um dort herumzuspazieren. Der Boden wölbt und senkt sich, mal aufwärts, mal abwärts, so dass man ständig auf der Hut sein muss, nicht zu stolpern. Asphaltierte Straßen wechseln sich ab mit holprigen Gassen, deren Bürgersteige nicht breiter als Schwebebalken sind. Es gibt viele Treppen, Unter- und Überführungen, wenige flache, gerade Wege, dafür Erker, Gauben und Balkone überall.

Bei jedem Gang durch die Stadt fiel mir auf, dass viele Häuser über die Jahrhunderte clusterartig gewachsen sind. Ihre Bauherren hatten offensichtlich einstmals klein angefangen und die Gebäude nach und nach in die Stadthöfe hinein erweitert, die selbst immer enger wurden. In dem Tempo, wie die Familie wuchs, baute man kastenförmig an, ein- oder zweigeschossig, daneben oder darüber. Irgendwann waren sämtliche Häuser derart ineinander verschachtelt, dass ein Betrachter nur schwer die Trennlinien dazwischen erkennen kann. Die Häuser hier halten sozusagen zusammen.

Bald nach dem Umzug hatte ich meine neue Arbeitsstelle angetreten und pendelte nun täglich mit öffentlichen Verkehrsmitteln in eine 40 Kilometer entfernte Stadt. Der Alltag hatte begonnen. In seinem Licht sah vieles plötzlich vollkommen anders aus.

Irritiert war ich, als „mein“ Supermarkt in unserer Nähe schließen musste. Gleich darauf verschwand meine Lieblingsdrogerie aus ihren Geschäftsräumen. Die nächste Filiale befand sich nun zwei Orte weiter - das gefiel mir gar nicht. Meine tägliche Bummelrunde, für die jetzt erst nach Feierabend Zeit war, vergrößerte sich deutlich und führte mich selbst für kleine Besorgungen jedes Mal komplett durch die Stadt.

Ich merkte, dass ich als konsequente Fußgängerin aufgeschmissen war und glaubte zu verstehen, weshalb mir überall mehr Autos als Menschen begegneten. Wie es schien, war hier jeder ständig unterwegs, um irgendwo irgendetwas zu erledigen. Alles, was über den täglichen Gebrauch hinausgeht, besorgen sich die Andernacher offenbar von außerhalb. Mit einem Mal vermisste ich unseren legendären Berliner Späti, diesen „Alles-in-einem-Arsenal“, gerüstet für sämtliche Gelüste, randvoll, kompakt, charmant und nimmermüde.

Eine nächste Herausforderung bedeutete die Arztsuche. Die gut bewerteten Ärzte waren überlaufen und nahmen keine neuen Patienten an. Was nun?

Hier, wo offensichtlich jeder motorisiert war, fand man nichts dabei, im Alltag größere Entfernungen zurückzulegen. Hier fuhr man oft in eine andere Stadt, sogar auf die andere Rheinseite.

Diese Fahrerei vor Augen fragte ich mich, wie ich die wohl in dreißig Jahren überwinden sollte und wurde immer kleinlauter. Wahrscheinlich würde ich mich abfinden müssen, ohne ärztliche Begleitung mein Leben hier zu fristen, kapitulierte ich im Stillen.

Wie schnell war meine Unternehmungslust der Ernüchterung gewichen, und mir die Lust vorläufig vergangen, auch noch nach Freizeitangeboten und Sportmöglichkeiten zu suchen oder neue Bekannte zu finden. Enttäuschend war auch, dass es in dieser Stadt nicht mal ein Kino gab - und falls ein Nachtleben vorhanden war, fand es unterirdisch und für mich unsichtbar in Geheimclubs statt.

Die Menschen hier verbargen ihr Leben. Zumindest vor mir. Bis auf zwei,



„Runder Turm Andernach“ (2018) von Rita Krupp, Acryl auf Leinwand.

drei Nachbarn aus der ersten Zeit hatte ich keine weiteren Leute kennengelernt. Wo steckten sie bloß? Wann verließen sie ihre Häuser? Nie schaute jemand aus dem Fenster oder saß im Garten, nie hörte ich Musik oder wenigstens Streit. Offenbar alles geschlossene Gesellschaften.

Immer öfter fragte ich mich: Wie stellt man es an, Leute kennenzulernen, die sich hauptsächlich im Auto fortbewegen?

Am heutigen Tag war ich nicht wie sonst aus der Stadt hinausgelaufen, sondern durch die Wohngebiete und inzwischen am Stadtgraben angelangt. Vor dem Rückweg, der den Berg hinaufführt, wollte ich etwas verschnaufen und setzte

mich auf eine Bank. In Ruhe rief ich mir nochmals Meliahs Anruf von vorhin ins Gedächtnis. Wie hatte ich mich gefreut, ihre Nummer auf dem Display zu sehen. Mit ihr war auch Berlin wieder ganz nahe gerückt, und ihre Worte hatte ich noch deutlich im Ohr.

Zuerst hatte meine Freundin wissen wollen, wie es mir ginge und ob ich mich schon eingelebt hätte. In dem Moment, als ich ihre Stimme hörte, hatte mir das Heimweh den Hals zugeedrückt und ich murmelte etwas von einer Erkältung mit Halsschmerzen. So musste ich nur zuhören und brauchte kaum zu sprechen.

„Soll ich dir mal was sagen“, hatte sie aufgeregt losgelegt, „ich habe im Fernsehen eine Sendung über eure Stadt gesehen, das fand ich sehr interessant. Die Gegend ist ja traumhaft schön und dazu so viele alte Burgen, wie im Märchen, das hätte ich nie gedacht. Was ich auch nicht wusste: Dieses Andernach ist ja eine der ältesten

Städte in Deutschland.“ Sie hatte kurz Luft geholt und direkt weitergeplappert: „Genau, und diesen riesigen Geysir habt ihr auch, Mensch, das ist echt toll. So was Besonderes! Und sag mal, ist nicht auch die Eifel in der Nähe, mit einem Vulkanpark, da soll es Sternschnuppennächte geben mit Übernachtung im Freien und so, hab ich mir alles aufgeschrieben.“

„Ja ...“, hatte ich zu einer Antwort angesetzt, wurde aber gleich wieder unterbrochen.

„Und weißt du, was das Beste ist: Das Konzept mit der essbaren Stadt wird hier in einigen Kiezen inzwischen sogar kopiert. Ich finde, das ist eine prima Idee,



„Rheinquerung 3“
von Ursula Goldau,
Mischtechnik.

und ich möchte mir das alles auf jeden Fall anschauen. Was meinst du, kann ich dich demnächst für ein paar Tage besuchen kommen?“

Natürlich stimmte ich freudig spontan zu, zumal mir die Vorstellung gefiel, sie hier bei mir zu haben.

Ich erinnerte mich daran, dass Meliahs Eltern Anfang der sechziger Jahre aus der Türkei nach Deutschland gekommen waren, sie und ihre Geschwister wurden in Berlin geboren, wie auch ihre Kinder und ihr erstes Enkelchen. Belustigt dachte ich daran, dass sie bis zum heutigen Tag noch nicht einmal in Hamburg oder einer anderen deutschen Stadt gewesen war, geschweige denn auf einer Autobahn außerhalb von Berlin selbst gefahren war. Jetzt aber, weil sie vor Neugierde platzte, war sie bereit, zu mir ins Rheinland zu kommen. Allmählich verflog meine Traurigkeit.

Vielleicht wäre ein Besuch auch für meine anderen Berliner Freundinnen interessant, überlegte ich. Dabei dachte ich an Olivia und deren fünfzehnjährige Tochter.

Mia war ein moderner Teenager, gelangweilt von der Normalität, immer up to date mit allem, was in und out war und zusätzlich überzeugt, dass Deutschland an der Stadtgrenze Berlins endete. Dass sie dennoch wie ein Mädchen träumte, hatte ich schon öfter aus ihren so cool erscheinenden Worten herausgehört. Möglich, dass ihr die Aussicht auf einen Urlaub im Märchenschloss gefiel.

Aufgewühlt rutschte ich auf der Bank hin und her, mir war kalt geworden. Ich kenne viel zu wenig hier, um für Besucher den Fremdenführer zu spielen, dachte ich voller Zweifel, bin ja selbst noch eine Fremde. Irgendwie war ich in den Startlöchern hocken geblieben. Das konnte so nicht bleiben! Ich durfte nicht aufgeben, sondern musste hinaus in die Umgebung, unter die Leute, um richtig anzukommen. Zitternd erhob ich mich von meinem Ruheplatz, straffte die Schultern und war bereit zum Loslaufen.

Als wär's ein Stück von einem Traum

In Erinnerung an Arnold Mohr (1882 - 1934)

Gabriele Keiser nach Aufzeichnungen von Ursula Goldau

Es waren immer die Frauen, die anwesend waren. Die Männer fehlten. Sind gestorben oder weggelaufen. Nicht greifbar. Aber die Sehnsucht nach den Vätern und Großvätern, die war immer da. Und sie wird bleiben, so lange wir sind.

Taucht man ein in eine fremde, andere Welt, werden Geschichten zu

Geschichte. Bilder im Kopf beginnen lebendig zu werden, vermischen sich mit Träumen. Die Zeit bleibt stehen und fängt von vorn an. Lässt einen Großvater lebendig werden, den sie, die Enkelin, nicht kennen lernen durfte.

Geboren ist er 1882 in der Krautgasse zu Leutesdorf. Er, dem Gewalt verhasst ist, muss als Zweiuunddreißigjähriger in den Krieg ziehen. Nicht als Soldat, als Sanitäter, wenigstens das. Die Verlobte wartet zuhause im Fronhof auf ihn. Er schreibt seinem „Threschen“ Briefe und Postkarten von der hohen Tatra, wo er Ziehharmonika spielt und mit den Leuten singt, von Odessa, von Saloniki und Istanbul, wo er Kemal Atatürk kennenlernt, den Begründer der späteren Republik Türkei.

Als der Krieg zu Ende ist, kommt er immer noch nicht nach Hause. Außer



seiner Verlobten rechnet niemand mehr mit seiner Heimkehr. Sie müsse sich wohl einen anderen Ehemann suchen, gibt man ihr den gut gemeinten Rat-schlag. Doch fünf Jahre nach Kriegsende erscheint der Verlobte unversehrt bei ihr auf dem Fronhof. Er habe noch einige wichtige Aufgaben erledigen müssen, erklärt er. Für seine Verdienste um den Weinbau in der Türkei hat ihm Atatürk eine Goldmedaille verliehen, und in Paris übergab er Dokumente, die ihm sterbende französische Soldaten überlassen hatten. Als Sanitäter fühlte er sich dazu verpflichtet, ihren letzten Willen zu erfüllen.

Er heiratet die Verlobte - die Liebe seines Lebens - und zieht zu ihr auf den Fronhof. Sein Threschen nennt ihn

Nöll. Sie hatte Abitur gemacht und kochen und backen gelernt bei den Nonnen auf Nonnenwerth. Mit diesem Wissen gründet sie eine Kochschule, die gut läuft. An der Hochschule im rheinhessischen Geisenheim hat er studiert, wie man süßige und elegante Weine herstellt. Er erhält hohe Auszeichnungen: Silberne und goldene Kammerpreismünzen.

Den beiden Töchtern ist er ein liebevoller Vater. Die Älteste, zu früh geboren und zart, päppelt er auf, weist sie an, tüchtig zu essen und sich viel in der Sonne aufzuhalten. Er nennt sie Resileinchen und schnitzt ihr Pfeifchen und Wanderstäbe mit schwarz-weißen Mustern. Eines Tages holt er sie samt dem Kälbchen, das sie vor der Schlachtung retten wollte, vom Heuboden. Geschimpft hat er nicht mit ihr. Ihre Beweggründe hat er sehr gut verstanden.

Arnold Mohr
als Sanitäter
im Ersten
Weltkrieg.

Der Rhein war schon öfter bis an den Fronhof vorgedrungen und hatte Kälte, Schlamm und Aufregung mit sich gebracht. Eines Morgens im Jahr 1926, als seine Frau und er aufwachen, steht das Wasser unterm Bett. Sie kreischt vor Schreck auf. Daraufhin erhöht er die Eingangsschwellen, setzt auf die Mauern eine Reihe Backsteine und kauft ein großes mintfarbenes französisches Blechtor mit Blüten und Rankenwerk. Gegen diesen Schutzwall wird es das Wasser künftig schwerer haben.

Die Bedrohung kommt jedoch nicht allein vom Wasser, das muss er bald erfahren. Früh erkennt er, was die nationalsozialistische Verblendung für ein Unheil über die ganze Welt bringen wird und positioniert sich offen gegen die braunen Schläger und Schreihälse. Die Hitlerjungen, die auf Anweisung vor jüdischen Geschäften Aufsicht halten, schickt er nach Hause: „Geht heim, ihr Buben, ihr wisst ja nicht, was ihr da tut. Später werdet ihr euch für sowas schämen.“ Noch hören sie auf ihn und trollen sich.

Dann kommt das Jahr 1934. Längst hat man die Welt eingeteilt in Freund und Feind. Feind ist, wer sich der herrschenden Meinung widersetzt. Großvater scheut sich nicht, mutig und laut seine Meinung zu äußern, die nicht die der Oberen ist, und hört nicht auf zu warnen. „Hätte er nur den Mund gehalten - ihm wäre nichts passiert“, so denken Einige. Denn es ist ihm etwas passiert. Eines Tages kommt er nicht zurück. Seine hochschwangere Frau sucht ihn im Langenberg, seinem Weinberg, der in zwei Hälften geteilt ist, und durch den ein Weg führt, auf dem man auf die Höhen gelangt. Sie findet sein blütenweißes Taschentuch ausgebreitet, darauf seine Weinbergschere - ein Zeichen? Sie ahnt sofort, dass dies nichts Gutes zu bedeuten hat. Als dann noch der Schäferhund völlig verwirrt nach Hause hechelt und nach jedem schnappt, der sich ihm nähert, weiß sie: Das Tier ist irre geworden bei dem, was es ansehen musste.

Er bleibt verschwunden. Acht Wochen lang. Immer muss Threschen an seine Worte denken: „Ich lass dich nicht allein. Ich bleibe bei dir - und sei es auf dem Friedhof.“ Sie bittet Kriminalpolizei und Interpol um Hilfe. Anfang April wird seine Leiche im Gebüsch am Weg zum Jakobshof gefunden. Als man seiner Frau die Schreckensnachricht überbringt, ist sie derart in Aufruhr, dass sie noch am selben Tag ihr Kind gebärt.

Doch was ist passiert? Im Kirchenbuch steht auf Latein, er sei mit einer Drahtschlinge um den Hals aufgefunden worden. Im Dorf brodeln die Gerüchteküche. Man erzählt sich, er habe seine Familie wegen Finanzsorgen verlassen und sich deswegen umgebracht. Doch es gab keinerlei Geldsorgen, beteuert seine Frau, die aus einer wohlhabenden Familie mit viel Grundbesitz stammt. Und dort, wo man ihn aufgefunden hat, wuchs kein Baum, an dem er sich hätte aufhängen können.

Der Arzt bescheinigt „Freitod“ und erklärt im gleichen Atemzug, weshalb: Er habe Therese und ihre drei kleinen Mädchen schützen wollen. Aufgrund von drohender Sippenhaft wären sonst alle in ein Umerziehungslager gekommen. Die

Drahtschlinge verschwindet und das Leben geht weiter.

Aber der Schock ist groß. Viele im Ort, die vorher überzeugte Nazigeegner waren, schließen sich aus Angst der herrschenden Meinung an. Man hat ja gesehen, was passieren kann. Als jüdische Familien deportiert werden, protestiert niemand. Auch nicht, als deren Häuser mitsamt Inhalt „umverteilt“ werden. Und Threschen vermisst ihren Nöll schmerzlich.

Er hat nicht mehr erlebt, dass die Gemeindeschwester seinen Heimatort vor Zerstörung durch die Amerikaner rettet, weil es ihr gelingt, 1945 die marodierenden letzten Nazis zu überreden, die Waffen abzugeben. Er hat nicht mehr erlebt, dass Frieden einkehrt, der nun schon seit mehr als sieben Jahrzehnten anhält. Er hat seine jüngste Tochter nicht mehr kennen lernen dürfen, und auch nicht die Enkelin, die den Fronhof in liebevollem Andenken an die Großeltern mühevoll restauriert.

Sein bester Freund, der auf seinen Ratschlag hin nach England ausgewandert war, will ihn nach dem Krieg besuchen und ist entsetzt, den Freund auf dem Friedhof zu finden, wo er im Schutz der Gemeindepriestergräber von Pastor Weissenfeld bestattet wurde, der ebenfalls Widerstand gegen die Nazis leistete.

Bis auf den heutigen Tag rätselt die Familie, was damals geschehen sein könnte. Etlliche Faktoren weisen darauf hin, dass er sich nicht selbst umgebracht hat. Womöglich hat man ihn in seinem Weinberg aufgespürt und in ein Auto gezerrt. Vielleicht wollte man ihn nicht töten und es war ein Unfall, weil man versuchte, gewaltsam die Namen anderer Widerständler aus ihm herauszupressen. Dabei zog sich die Schlinge fest und fester um seinen Hals. So lange, bis er schließlich keine Luft mehr bekam und sein Herz stehenblieb.

Der Hals und die Luftnot - ein wiederkehrendes Trauma: Sein Threschen stirbt an einer Lungenembolie, sein Resileinchen an Lungenkrebs. Die Enkelin leidet unter Asthma und wäre als Kind fast an einer Lungenentzündung gestorben. Jedes Mal hat das Herz mitgelitten.

Heute wissen wir: Es war eine schlimme Zeit, die die niedersten Instinkte in den Menschen hervorbrechen ließ - auch das Grausamste durfte ungestraft und mit politischer Legitimation getan werden. In dieser Zeit, in der sich die Anständigkeit verabschiedet hat, ist er anständig geblieben. Diese Haltung hat er mit seinem Leben bezahlt.

Großvater lebt weiter in Geschichten und Träumen. Die Enkelin träumt oft von ihm. In einem Traum will sie aus dem Fenster klettern. Sie ist noch ein Kind, soll Mittagsruhe halten, doch sie ist neugierig auf das Leben draußen. Da sieht sie Großvater im Garten sitzen, an seiner Seite die überglückliche Großmutter. Auch ihr Resileinchen ist dabei und andere verstorbene Verwandte. Alle sitzen zusammen und unterhalten sich angeregt miteinander. Die Bäume blühen und tragen gleichzeitig Früchte, Kirschen, Äpfel, Aprikosen. Drüben sieht das Kind Andernach, auf dem Rhein fahren bunte Schiffe mit farbigen Segeln. Gabel und

Löffel klirren auf edlem Porzellan. Großvater prostet seinen Gästen zu, sieht die Enkelin hinter der Gardine - und lächelt. Als sie erwacht, bleibt sein Lächeln auf ihrem Gesicht.

Sonntags setzt sich die Enkelin zusammen mit der Großmutter vor das Radio. Gemeinsam lauschen sie seinen Lieblingsliedern, den Arien aus den Perlenfischern, dem Don Carlos, Schubert und Schumann, und die Großmutter weint vor Sehnsucht. Was war er für ein kluger, sprachgewandter Mann, der Kunst und der Musik zugetan. Und singen konnte er wie Caruso. Er spielte Klavier, Geige und Akkordeon. Irgendwann findet die Enkelin seine Zeichnungen: die Erziehung der Weinstöcke, wunderschön und mit großem Talent gemalt.

Da ist so vieles, das an ihn erinnert - an ihn, der gleichzeitig da ist und doch nicht anwesend. Oft schlingt die Enkelin seinen schwarz-weiß gewebten Schal aus der Türkei um den Hals. Die Goldmünze von Atatürk ließ sich die Tochter als Ring umgestalten, seinen Ehering trägt die Enkelin am Zeigefinger.

Heute ist sie längst selbst Mutter und Großmutter. Der Großvater aber bleibt ihr bester Ratgeber. Er lebt in ihr weiter und ihre Söhne, seine Urenkel, hängen an ihren Lippen, wenn sie von seinen Abenteuern erzählt. Sein großer Traum war die Erhaltung des Fronhofs in der Leutesdorfer Kirchstraße. Die Enkelin und ihr Mann tun alles, was in ihrer Macht steht, diesen großen Traum am Leben zu halten. Auch, wenn sie manchmal daran zu zerbrechen drohen.

All diese Geschehnisse sind Erinnerung geworden. So wie alle Geschehnisse zu Erinnerungen werden, ob gute oder böse. Erinnert wird meistens jedoch nicht die Wahrheit, sondern das, was oft genug und laut wiederholt wird. Und manchmal weiß man nicht, ob man sich in der Wirklichkeit oder in einem Traum befindet.

Unsere Großväter sind nicht tot. Sie leben in uns und in unseren Kindern weiter. Wir wissen, dass nichts ewig währt. Aber wir wissen auch, wie wichtig es ist, Frieden zu finden. Um versöhnt aus dieser Welt fortzugehen, wenn es denn eines Tages so weit ist. Jedoch so lange wir noch hier sind, dürfen wir träumen.



„Blick vom Leutesdorfer Ufer auf Andernach“ (2020) von Gisela Schreyögg, Gouache auf Leinwand.

Schönheit

Marie Ackermann

Wolken ziehen übers Blau
darunter Weiß auf hartem Grau.
Seicht und leicht und kräftig rot
bricht sich hier das Abendrot.

Gold und gelb und glitzernd hell
wandert Licht hier rasend schnell.
Helles Licht auf dunklem Grund
und das Grau wird plötzlich bunt.

Bleib, oh Licht, oh bleibe hier!
Ohne dich ists grus'lig mir!
Doch das Grau erbarmungslos
frisst das Hell des Himmels Schoß.

Schwarz und schwärzer nun das Blau,
schwarz und schwärzer auch das Grau.
Doch damit die Dunkelheit erhellt
kommen Lichter wie bestellt.

Silber, Weiß nicht gelbes Gold,
doch es ist ein Anblick hold.
Silber, weiß und glitzernd hell
rast auch dieses Licht hier schnell.

Schwarz, ja schwarz, das Blau und Grau
bis zum nächsten Morgentau,
Dann, durch das Tageslicht erhellt
glitzern Diamanten in die Welt.

Schön, so schön anzuseh 'n
und irgendwann, da wird 's vergeh 'n.
Schleichend, unbemerkt und sacht
werden wir blind für diese Pracht.

„Blumenbrücke
Leutesdorf - An-
dernach“ (2020)
von Gabi Adams-
Hildebrandt,
Acrylfarbe auf
Leinwand.



Brückenschlag

Carmen Rakemann

Die Psychologin verließ die Gruppe in der Tagesklinik, nachdem sie die progressive Entspannungsübung nach Feldenkrais beendet und die Feedbacks eingeholt hatte. Ihr Blick streifte Simone, eine nach außen unscheinbar wirkende Person, mittelgroß, mittelschlank, mittellos, die sich ziemlich verändert hatte. Noch bis vor Kurzem schien sie an die Grenzen ihrer Persönlichkeit geraten zu sein und war ein wenig zu stumm, zu passiv gewesen. Jedoch ihre leicht geschminkten rehbraunen Augen wirkten lebhaft. Die anderen in der Gruppe hatten wesentlich mehr von sich preisgegeben als Simone, die sich stets abwartend verhielt und anderen den Vortritt ließ.

Im Laufe der letzten Jahre war Simone in die Fänge einer Freikirche geraten, deren Lehre sie derart verinnerlicht hatte, dass sie ständig Verse aus der Bibel rezitierte. Obwohl sie spüren musste, dass dieses so andersartige Vokabular hier in der Klinik nicht erwünscht war. Sie schien völlig vereinnahmt von dieser freikirchlichen Bibellehre, ihr Alltag war vernetzt mit ihren Versen, die sie überall verlauten ließ. Doch Simone konnte offensichtlich nicht anders und alle waren genervt. Bis ihr eines Tages ein Sozialarbeiter den Kopf zurechtrückte: "Ich vernehme Ihnen den Hintern, wenn ich noch einen Bibelsatz höre!"

Das hatte sie aufgeschreckt. Simone, die sich nun genötigt sah, ihre Denkweise in eine völlig andere Richtung zu lenken, fühlte sich ständig erschöpft und klagte über Kopfweh. Wie schwer es für sie war, in ihr früheres unbelastetes Verhalten zurückzufinden, war der Psychologin aus ihren letzten Gesprächen klar geworden. In vielen Therapiesitzungen, auch gemeinsam mit der Kollegschaft bemühte man sich, eine geeignete Medikation für sie zu finden. Um zur Ruhe zu kommen und sich über ihre Situation klar zu werden, nutzte Simone die angrenzenden Räume zum Malen.

Verbote, die ihr die Freikirche aufoktroiert hatte, begann sie immer mehr zu hinterfragen. Wieso sollte sie nicht Radiomusik hören dürfen? Andere taten das doch auch. Dieses völlige Umdenken gestaltete sich als langwieriger Prozess. Vor ihrer Begegnung mit der Freikirche hatte sie zahlreiche Fortbildungen und Workshops besucht. Diesen Lernprozess hatte die Kirche nicht nur angehalten, sondern abgewertet, weil dies lediglich „weltlich, d.h. nicht mit Jesus verbunden“ sei.

Mühsam gelang es Simone, den Wert ihrer absolvierten Ausbildungen in Ergo- und Gestalttherapie anzuerkennen. Insgesamt war es kein kontinuierlicher Prozess. Es kostete sie sehr viel Aufmerksamkeit und Kraft, sich nicht weiterhin so zu verhalten wie in den vorangegangenen Jahren, in denen ihr jegliches eigene Denken abhanden gekommen war. Sie bemühte sich um Qualität in ihren Bildern und Plastiken, malte und werkelte fleißig und ernsthaft. Sogar ihre Ver-

wandtschaft hatte sie sich über die Jahre mit ihren ständig dahingesagten Glaubenssätzen vergällt, mit der Folge, dass sie sich von ihr abgewandt hatte.

Außer der Psychologin schien nur ein weiterer Mensch in der Klinik an Simone zu glauben. Der Sozialarbeiter, der sie ab und zu im Kunstatelier besuchte, sogar Bilder von ihr erwarb, weil sie ihm gefielen. Durch seine Besuche bekam sie nach und nach Hoffnung, einen neuen beständigen Weg mithilfe ihrer Malerei einschlagen zu können. Ihre Konzentrationsfähigkeit war zwar lediglich auf drei Stunden pro Tag begrenzt, doch diese nutzte sie zum Kreativsein. Simones neue Erfahrungen und erlernte Arbeitstechniken gaben ihr den Mut, ein Pfädchen, ein Pfad, ein Wegchen, einen Weg entstehen zu lassen: „Ich habe endgültig dieses alles beherrschende Gedankengut abgestreift und beginne nun etwas Neues. Ich übe mich ernsthaft in der Malerei jeden Tag. Vielleicht erreiche ich damit auch andere Menschen, durch das Malen einen neuen Weg zu sich und ihrem Inneren zu finden.“

Die Psychologin lächelte und nickte ihr zu. Beim Betrachten von Simones Bildern hatte sie ein sehr gutes Gefühl für deren Zukunft: Ihre körperlichen, seelischen und geistigen Grenzen hatten begonnen, durchlässig zu werden und Platz zu machen für eine neue Lebensphilosophie. Sie wünschte ihr sehr, dass ihr der Brückenschlag in ihr neues Leben als Kunstmalerin mit Konturen und Facetten gelang. Simone hatte endgültig verstanden, was es bedeutete, eine Brücke von einem Lebensraum in einen anderen durch ein bewusst verändertes Verhalten zu beschreiten, ein Verhalten, das immer in den Gedanken beginnt.

Gespenster über der kleinen Stadt

Eine unheimliche Geschichte vom Mittelrhein, geschehen in jüngster Zeit und nacherzählt in drei Kapiteln

Harald Stoffels

„Ach, was soll schon passieren?“

Kerstin schob die halbleere Capuccinotasse von sich weg und zog genussvoll an der Zigarette. Sie lehnte sich zurück in den kleinen Korbsessel, hob die Mundwinkel leicht an und riss die Augen übertrieben weit auf, was ihrem Lächeln einen verwegenen Ausdruck gab.

„Wenn er mich langweilt oder wenn er grob wird – was ganz bestimmt nicht passiert – dann schick ich ihn ratz-fatz über die Planke!“

„Alaaf! Na ja, ist immerhin Karneval.“

Anne seufzte und winkte die junge Kellnerin herbei, die ihr strohblondes Haar mit Teufelshörnchen aus rotem Kunststoff geschmückt hatte.

„Zwei Gläser Sekt bitte. Wird Zeit für bisschen kultivierten Alkohol.“

Sie stützte ihre Unterarme auf den gusseisernen Cafétisch und faltete die Hände wie eine Priesterin.

„Du warst schon immer ganz schön wild. Aber was du dir gestern Abend geleistet hast, das schlägt wirklich einiges. Einen Ex, den du über 20 Jahre nicht gesehen hast, so zu becirren, dass er Hals über Kopf mit dir nach Alcúdia fliegt! Starke Leistung, Kerstin, das muss ich sagen. Und komplett verrückt.“

Anne schüttelte den Kopf, was ihrem Kommentar noch stärker den Charakter einer Strafpredigt gab, so als säße eine sehr junge Frau vor ihr. Dabei war Kerstin fast zwei Jahre älter als sie und kleinere Spuren eines intensiv gesonnenen Lebens, das von zwei schnellen Scheidungen nur unwesentlich gestört worden war, ließen sich auch mit kosmetischer Kunstfertigkeit nicht mehr restlos verstecken.

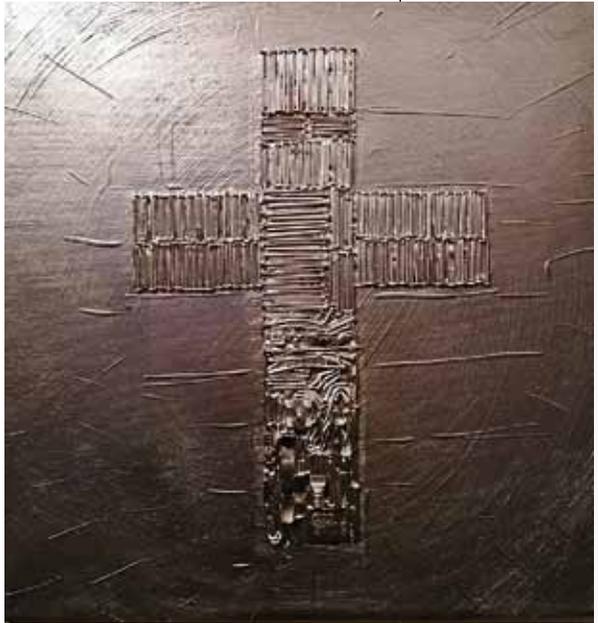
Die Frau in dem gut sitzenden dunkelgrauen Wollkleid schob ihre Unterlippe nach vorn, zeigte ein hauchdünnes Lächeln und ließ sich ansonsten viel Zeit für ihre Antwort. Erst drückte sie sorgfältig die Zigarette aus, dann fuhr sie sich mit der Hand durch die schulterlangen Locken, die sie seit ein paar Jahren hennarot färbte. Dabei gähnte sie hemmungslos und genüsslich. Ganz so wie eine Löwin, die gerade eine frisch erlegte Antilope vertilgt hat. Kerstins gute Laune war unübersehbar.

„Also erstens fliegen wir nicht jetzt auf gleich, sondern morgen Mittag. Und zweitens hatte ich ja sowieso gebucht, und gestern stellte sich plötzlich heraus, dass Micha rein zufällig auch Zeit hat. Ist ja sowieso die Karnevalswoche, wo jobmäßig nicht viel passiert. Und drittens ist Micha nicht wirklich mein Ex, wie du weißt. Zum Äußersten ist es nur ein einziges Mal gekommen. Nachts um drei an einem Winzerfest Samstag, in einer lauen Nacht, quasi hinterm Busch.“

Anna beließ es bei einem strengen Blick und schwieg, was ihre Freundin jedoch als Aufforderung zu detaillierten Ausführungen missverstand.

„Unendlich lange her. Zehn Minuten, zack-zack, und schon wieder vergessen, du weißt doch, wie das damals war!“

Kerstin lachte laut über ihren eigenen Witz. Einem älteren Ehepaar zwei Tische entfernt - beide trugen die gleiche tizianrote Funktionsjacke - schien die



„Kreuz“
von Carmen
Rakemann,
Mischtechnik
- Legearbeit
auf Leinwand/
Keilrahmen..

kleine Szene zu gefallen. Amüsiert blickte die Frau zu Kerstin hinüber.

„Nein, das weiß ich nicht, wie so was war oder ist und du weißt auch, dass ich sowas nicht weiß und niemals wusste. Doppelt unterstrichen!“

Es wurde nicht ganz deutlich, ob die gertenschlanke Marketingleiterin Spaß machte oder ob sie sich tatsächlich über die lässige Sexualmoral ihrer Freundin ärgerte.

„Na schön“, erklärte Kerstin jetzt sachlich, was Anne sowieso wusste: „Jedenfalls hab ich dann ja bekanntlich nicht den Micha genommen, sondern Stefan.“

„Genau. Seinen besten Freund. Medizinstudent aus solidem Geldadel. Frau Doktor Kerstin! Zwei hübsche Kinder und am Ende ein halbes Millionchen Abfindung. Nicht so übel unterm Strich!“ Anne streckte den Kopf nach vorn und gab sich Mühe, diabolisch zu grinsen.

„Hör mal Süße – das geht doch ein bisschen zu weit.“ Für die kurvige Dame in beinahe mittleren Jahren war der Spaß jetzt offensichtlich vorbei. Die Stimmung in dem putzigen Café am Markt der kleinen Stadt geriet merklich ins Kippen. Kerstins grüne Augen blitzten aggressiv.

„Wenn wir uns nicht so gut kennen würden, wäre ich jetzt echt sauer.“

Sie streckte die rechte Hand angriffslustig in Richtung ihrer Gerade-noch-Freundin und presste dabei Daumen und Zeigefinger zusammen, als hielte sie ein Stück Karton. „Gelbe Karte, Liebchen!“

Nur eine Sekunde später wich wieder alle Spannung aus ihr. Sie seufzte, als läge eine große Anstrengung hinter ihr, und sank in den Sessel zurück.

„Nein, ganz im Ernst, Anne. Ich mochte Micha damals sehr, mit seiner romantischen, sensiblen, tiefgründigen Art. All die Bücher, Gedichte und Geschichten,

was Micha alles gelesen hatte! Vielleicht wären wir sogar ein Paar geworden, wenn er ein bisschen weniger kompliziert gewesen wäre. Aber irgendwie kam er nie zu Potte. Irgendwann ist man von diesen schüchternen Jungs doch nur noch genervt, oder? Und Stefan, das weißt du, war wirklich ein guter Typ. In mehrfacher Hinsicht, du verstehst, was ich meine. Auch

„Alles dreht sich um den Berg“
(2020) von Harald Stoffels, Tusche auf Papier.

Neun Tusche-
skizzen für ein
geplantes Ölbild.



wenn's nur eine Zeitlang geklappt hat. Hält sowieso nix für ewig.“

Anne nickte wissend und lächelte versöhnlich. Offenbar hatte sie mit ihrem ironischen Kommentar bei Kerstin einen wunden Punkt getroffen. Das tat dem hochnäsigen Weib mal gut! Und auch mir selbst, dachte Anne. Sie fühlte sich der Freundin gerade ein wenig überlegen, was eher selten vorkam.

„Sorry, ich wollte dir nicht wehtun. Aber ich hab mich gestern Abend einfach geärgert. Nach so langer Zeit machst du dem armen Micha plötzlich wieder Avancen. Warum? Um Stefan einen mitzugeben? Morgen sitzt du mit Micha auf Mallorca und langweilst dich zu Tode. Und Stefan sitzt in seiner Praxis, sauer auf seinen alten Freund, den er nach Jahrzehnten das erste Mal wiedergesehen hat. Komisches Spielchen.“

„Nein, du verstehst das einfach nicht. Pass auf. Na, jetzt nehmen wir erst mal einen.“

Mit dem Sekt, der inzwischen serviert worden war, stießen die beiden Mittvierzigerinnen an.

„Ich weiß gar nicht, ob ich was von Micha will. Eigentlich war es nur dieses Foto, das ich beim Aufräumen auf einmal in der Hand hatte. Du, Stefan, Micha und ich da oben auf der Felskante über dem Rhein. Und plötzlich kam das alte Gefühl wieder hoch. Der Sommer, in dem wir ein paar Mal da hoch sind. So viel Spaß, alles flirty, freche Sprüche, Sonnen Oben ohne. Der Blick über den Rhein auf Michas Dorf. Angenehm beduselt vom Wein. ‚Picknick am Abgrund‘ haben wir das genannt, weißt du noch? Die beiden Jungs klopften große Sprüche und dein Kopf lag in meinem Schoß. Alles easy, null Stress.“

Das Energiebündel Kerstin wirkte plötzlich ganz weich. Nicht mein Spiel, dachte Anne.

„Klar, und direkt unter uns rauschten die Schnellstraße und die Bahn. An den Krach kann ich mich noch ganz hervorragend erinnern, auch wenn das über 20 Jahre her ist. Ihr Drei wolltet immer da hoch auf den Fels und ich habe mich da nie besonders wohl gefühlt. Wir hatten auch ziemliches Glück, dass keinem von uns was passiert ist.“

„Egal, was du jetzt sagst, für mich war es ein toller, romantischer Sommer, wie man ihn nur in dem Alter erlebt. Und nur, wenn man noch kein Kind hat!“

„Oh ja!“ Anne freute sich, Kerstin diesmal recht geben zu können – der Spruch passte zu ihrer Stimmung.

„Ich bin wirklich froh, dass wir das hatten! Und mit dem Foto war sofort die Idee da, das alte Quartett noch mal zusammen zu trommeln. Micha zu finden war echt schwierig. Kein Facebook, kein Insta, keine Telefonnummer im Netz. Hätte ich nicht seinen alten Schulfreund aus dem Dorf gefunden, wäre auch nichts draus geworden. Und dann stellt sich heraus, er lebt praktisch um die Ecke, in Köln, im Belgischen Viertel. Wo ich bestimmt fünf-, sechsmal im Jahr bin. Total schräg.“

„Ja, seltsam“, antwortete Anne geistesabwesend. Sie dachte daran, wie sie Micha früher oft besucht und in seinem Dorf ausgiebig gefeiert hatten. Heute war ihm der Ort so fremd, dass die Drei sich dort besser auskannten als er. Von dem gepflegten Gutsausschank, in dem sie gestern getafelt hatten, hatte Micha vorher noch nie gehört. „Du bist wie der Mann ohne Gedächtnis in diesem Film, der nach einem Unfall zu Hause nichts und niemanden wiedererkennt“, hatte Stefan gescherzt. „Vielleicht ist das ja auch besser so“, war Michas Antwort gewesen und die Drei aus der kleinen Stadt hatten einen Augenblick lang peinlich berührt überlegt, wie er das wohl meinte. Sekunden später hatte Kerstin die Situation gerettet – mit einem Blondinenwitz, an dessen Pointe Anne sich heute schon nicht mehr erinnern konnte.

„Es war wirklich ein schöner Abend. Wir haben uns großartig verstanden, fast wie früher“, sagte Anne versonnen aber ohne Begeisterung in der Stimme. „Vielleicht sollte man es dabei auch erst mal belassen. Ich habe einfach ein sehr komisches Gefühl bei dem Gedanken, dass du jetzt Knall auf Fall mit Micha durchbrennst. Wenn es auch nur für eine Woche ist.“

„Kannst ja mitkommen. Hab' ich dir doch gestern schon gesagt. Das würde bestimmt noch lustiger.“

„Du weißt doch, dass ich nach München muss. Die Fortbildung.“

„Ja, ja, du schnittiges Karriereweib! Ach komm, ich geb' noch eine Runde Sekt aus.“

Kerstin lachte fröhlich und zwinkerte der hübschen Bedienung mit den Teufelshörnchen zu.

2.

Am Nachmittag spazierten die beiden Männer ein paar Hundert Meter durch das Wäldchen auf der Rheinhöhe. Die gewundene Straße dort hinauf hatten sie in Stefans Auto zurückgelegt. So wie damals, in dem Sommer vor einem Vierteljahrhundert, als Stefan einen leuchtend roten, gebrauchten Japaner aus den 80ern fuhr. Um den hatte ihn Micha immer heimlich beneidet. Diesmal war es ein tief-schwarzer SUV einer deutschen Luxusmarke gewesen. Den fand Micha überhaupt nicht elegant, sondern protzig und abstoßend. Doch damals wie heute hielt Micha zu Stefans Autogeschmack den Mund.

An einer von Büschen und Bäumen freien Stelle blieben sie stehen. Das Dorf auf der gegenüber liegenden Seite des Stroms, in dem der eine der beiden Männer aufgewachsen war, ließ sich im grau nebligen Februarlicht nur schemenhaft sehen. Rheinabwärts lief die Hangseite des Orts spitzwinklig in ein Seitental aus. Wie ein gestrandeter toter Fisch liegt das Kaff am Ufer, dachte Micha, aber er behielt auch diesen Gedanken für sich. Die nette kleine Stadt auf der hiesigen Seite des Rheins, Heimat seines Begleiters und kaum einen Kilometer stromaufwärts im Südwesten gelegen, war von dieser Stelle aus nicht zu sehen.

„Diese freie Sicht muss neu sein. Das haben die für die Touristen freigeschlagen, oder? Wenn das schon damals so gewesen wäre, hätten wir vielleicht hier oben campiert und wären gar nicht da runter gekrabbelt. Kommst du oft hier rauf?“

Obwohl sie gerade erst eine Viertelstunde unterwegs waren, schwitzte Stefan schon ein wenig. Er hatte in den vergangenen Jahren deutlich an Gewicht zugelegt. Ganz im Gegensatz zu seinem Freund, der noch drahtiger wirkte als in der Jugend.

„Ehrlich gesagt, kann ich mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal hier war. Vielleicht überhaupt nicht in den letzten zehn Jahren oder so. Ewa geht nicht gern spazieren und Wandern mag sie schon mal gar nicht.“

„Aber es muss ungefähr hier gewesen sein. Vielleicht 15 oder 20 Meter den Hang runter. Sieht jetzt natürlich alles völlig anders aus.“

Stefan holte tief Luft und atmete laut hörbar aus. „Tu mir einen Gefallen und komm nicht auf dumme Ideen. Das ist jetzt alles total verbuscht und zugewachsen. Und wir sind im Grunde gesetzte Herren in mittleren Jahren, mein Lieber. Die Art Nostalgie führt nirgendwo hin, außer ins Krankenhaus vielleicht.“



Ach ja?, dachte Micha, du wirst schon sehen, alter Spießler. Er lächelte und zog ein kleines Buch mit verschlissenen schwarzen Umschlag aus der Innentasche seiner marineblauen Acronym-Jacke. Er blickte das Büchlein liebevoll an und hielt erst mal den Mund.

„Jetzt erzähl mir nicht, dass du den alten Brentano mitgebracht hast und mir Gedichte vorlesen willst! Himmel! Du hast deinen Willen gehabt, wir sind hier hoch und nun lass uns auch wieder zurückfahren. Heute Abend gehen wir ein ordentliches Steak essen und trinken einen anständigen Riesling. Mir ist das zu ungemütlich hier.“

„Brentano? Nein, viel schlimmer.“ Micha grinste. „Das ist mein altes Notizbuch von damals. Da steht so einiges drin. Hör zu: ‚Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, einmal am Tag an den Tod zu denken. Damit es mich nicht zu sehr überrascht, wenn es passiert.‘ Nicht übel, mit Anfang 20, oder? Und hier: ‚Der

„Stürzender Elefant am alten Fähranleger“ (2020) von Walter Jotzo, Kaltnadel-Radierung.

Versuch, den Himmel auf Erden einzurichten, erzeugt stets die Hölle. Karl Popper. 'Immer noch gut, oder?'

„Als Arzt brauche ich mir nicht vorzunehmen, an den Tod zu denken. Den hab ich sowieso oft genug vor mir. Aber das Popper-Zitat ist o.k. Erinnert mich an meine Ehe mit Kerstin. Was ich für die alles angestellt habe. Und die Ansprüche wurden trotzdem immer größer.“

Die beiden Männer lachten. Micha blätterte durch die am Rand speckigen, gelblich verfärbten Seiten des Notizbuchs. „Komm, einen noch. Hör zu. Wenn wir uns stark verwandeln, dann werden unsere Freunde, die nicht verwandelten, zu Gespenstern unserer eigenen Vergangenheit. Ihre Stimme tönt schattenhaft-schauerlich zu uns heran – als ob wir uns selber hörten, aber jünger, härter, ungeeifter.“ Friedrich Nietzsche.“



„Blick vom Alten
Krahnen auf
Leutesdorf“
(2020) von Walter
Jotzo, Kaltnadel-
Radierung.

„Über sowas haben wir damals gesprochen? Ich kann mich nur an endlose Diskussionen erinnern, aber nicht mehr daran, worum es ging. Und – sind wir beide jetzt Gespenster?“

Du verstehst kein Wort, dachte Micha und sagte: „Kein Ahnung. Sag du's mir.“

Er steckte das Notizbuch wieder weg und zog aus einer anderen Innenseite der Jacke eine silberne Taschenflasche heraus,

die er dem Freund anbot.

„Zwölf Jahre alter Single Malt. Privatabfüllung. So was Gutes hast du noch nicht getrunken. Was hältst du eigentlich davon, dass ich mit Kerstin nach Al-cúdia fliege?“

Stefan winkte ab und grinste. „Danke. Normal sehr gern. Aber ich muss gleich noch mal in die Praxis. Fahne kommt da nicht so gut. Seit ich nur noch Privatpatienten habe, nehme ich das noch ernster als früher.“

„Also – stört dich das mit Kerstin?“ Micha nahm genussvoll einen tiefen Schluck.

„Stören ist das falsche Wort. Wir sind seit zehn Jahren geschieden, und mit Ewa bin ich auch schon wieder so lange zusammen. Nein, das Ding mit Kerstin ist endgültig durch, alles vergeben und vergessen und die Jungs haben sich auch

dran gewöhnt. Nein, ich mache mir Gedanken um dich, alter Freund, ganz ehrlich gesagt. Ich weiß nicht so genau, wie ich es sagen soll. Weißt du, was in der Zeit unserer Ehe mal ein Freund gesagt hat? „Kerstin macht keine Gefangenen“.

Micha lachte ausgiebig, wie über einen besonders gelungenen Kalauer.

„Nicht übel! Danke für den Tipp!“

Stefan blickte den Freund lächelnd an. „Ich habe dich gewarnt. Wie ihr beide aufeinander abgegangen seid, gestern Abend, das war schon sehr speziell. Und ich habe meine Erfahrungen. Wie deine sind, weiß ich ehrlich gesagt nicht. Du hast ja nie geheiratet, oder? Warum hast du dich eigentlich nie gebunden? Oder ist die Frage zu intim?“

Wenn es dabei bleibt und er nicht weiter bohrt, das ist leicht, dachte Micha und wartete eine Sekunde mit seiner Antwort. Stefan schwieg.

„Nein, frag ruhig. Es ist sehr einfach und genauso langweilig. Ich mochte immer ein geordnetes Leben ohne große Aufregungen. Wahrscheinlich arbeite ich deshalb auch in der Verwaltung und bin damit ganz zufrieden.“

Er schaute in das dichte Gehölz unter ihnen, wie um nach Spuren des kleinen Felsplateaus zu suchen, das er als junger Mann so geliebt hatte.

„Es gab schon hin und wieder eine Beziehung, aber nie was Längeres. Bin halt ein alter Kauz, aber es geht mir gut damit. Und dann kann man sich eben auch ab und zu mal ein kleines Abenteuer leisten, so wie jetzt den Trip nach Mallorca.“

Bei den letzten Worten tat er so, als müsste er husten und hielt dabei die Hand vor den Mund, um die zitternde Unterlippe zu verdecken. Die Trennung von Carlo lag einfach noch nicht lange genug zurück. Er hatte noch nicht wieder die vollständige Kontrolle über sich, wenn es um Beziehungsthemen ging. Auch wenn der Stich im Brustkorb unterhalb des Herzens heute vielleicht doch ein bisschen weniger unangenehm war als vor einiger Zeit. Trotzdem trank er noch einen Schluck Single Malt, um den Schmerz zu betäuben. Danach war die Flasche leer.

„Ja, das Alleinsein hat auch seine Vorteile“, antwortete Stefan, mehr um höflicherweise irgendetwas zu sagen als mit Überzeugung.

„Weißt du, warum ich unser kleines Felsplateau so mochte? Weil es direkt oberhalb der Brücke lag. Weil man von da aus gut auf die Schnellstraße und den Verkehr sehen konnte. Der Blick auf das Dorf hat mich gar nicht interessiert, verstehst du?“

Stefan legte die Stirn in Falten und sah Micha verständnislos an.

„Als die Schnellstraße und die Brücke hier entlang des Berghangs gebaut wurden, fanden die meisten Leute das schrecklich. Der Blick auf die Brücke störte die Waldidylle, haben meine Eltern immer erzählt. Viele hatten damals ja noch kein Auto und profitierten also auch kaum von der Schnellstraße. Aber bei mir war es genau umgekehrt, solange ich zurück denken kann. Ich fand die Brücke auf diesen schmalen Stelzen immer elegant und leicht, wunderschön. Und sie war für mich ein Zeichen dafür, dass man sehr schnell von hier wegkommen kann.“

Am liebsten hätte Micha jetzt wieder laut aufgelacht, aber er beließ es bei einem Lächeln, um den alten Freund nicht zu verletzen. Stefan hatte die kleine Stadt, außer im Urlaub, nie für längere Zeit verlassen, wie er Micha nach der zweiten Flasche Riesling verraten hatte.

„Ja, manche Leute sehen das, was die meisten ganz schrecklich finden, als schön an“, dozierte Stefan. „Das ist offenbar nicht nur in der Kunst so. Aber jetzt muss ich wieder, Micha. Lass uns gehen.“ Von einem Augenblick auf den anderen hatte sich die Stimmung zwischen den beiden Männern abgekühlt.

„Ich bleibe noch ein bisschen. Fahr schon mal ohne mich.“ Kumpelhaft schlug Micha dem Freund auf die Schulter.

„Du gehst zu Fuß? Tapfer. Bewegung ist gesund, ich könnte auch mehr davon brauchen.“ Stefan klopfte sich mit der flachen Hand auf seinen gar nicht mal so kleinen Bauch. „Aber du versprichst mir, dass du mich anrufst, wenn ihr zurück seid. Ja?“ Von Steak und Wein am Abend war nun nicht mehr die Rede. „In unserem Alter sollten gute Freunde sich öfter treffen als nur alle zehn Jahre oder so.“ „Versprochen, ich melde mich.“

Als Stefan außer Sichtweite war, zog Micha das knittrige Foto aus der Tasche, das Kerstin ihm geschenkt hatte. Vier fröhliche junge Leute auf dem Felsplateau. Er hatte ein schwarzes T-Shirt mit der Aufschrift „Oasis“ an und stilgerecht erinnerte seine Frisur an die von Liam Gallagher. Kerstin trug ein buntes Sommerkleidchen, das aus wenig mehr als einem Händchen voll Stoff gefertigt worden war, wie seine Oma damals immer sagte. Die junge Frau hatte ihren Kopf auf die Schulter des dünnen Brit-Pop-Fans gelegt. Ihre kastanienbraunen Locken wallten bis auf seine Brust. Alles ein bisschen schief und leicht unscharf, geknipst offenbar per Selbstauslöser.

Ungefähr hier, ein Stück weiter unten am Hang musste die Stelle sein. Vielleicht 15 Meter, vielleicht auch etwas weniger Richtung Brücke. Er würde es schon finden. Ein Selfie von ihrem alten Lieblingsplatz – der Gedanke faszinierte ihn schon seit gestern Abend. Genau das richtige Startzeichen für ihren spontanen Ausflug. Das würde Kerstin sicher gefallen. Sie waren beide aus demselben Holz geschnitzt. Abenteurer, jeder auf seine Art. Es würde eine großartige Tour werden!

Vorsichtig hangelte sich Micha durch das Gebüsch einige Meter nach unten. Dann hörte er eine Männerstimme laut rufen. Er blieb stehen, wand zur Sicherung das rechte Bein um eine junge, biegsame Buche und drehte sich vorsichtig um. Ein Mann um die 70 und eine etwa gleichaltrige Frau standen genau dort, wo eben noch Stefan und er sich aufgehalten hatten. Die beiden trugen rote Funktionsjacken und winkten.

„Haben Sie was verloren? Das ist gefährlich hier! Das geht da vorn sehr steil runter!“

Was ging das den Alten an? Der Mann wirkte ehrlich besorgt und beinahe

aufgeregt. Vielleicht ein Lehrer im Ruhestand, dachte Micha.

„Nein, alles in Ordnung, ich kenne mich hier aus. Ich bin auch gleich zurück. Machen Sie sich keine Sorgen.“

Er drehte sich wieder um und stieg, ohne auf die beiden Wanderer weiter zu achten, tiefer in den Hang hinein. Es war doch erheblich steiler als in seiner Erinnerung. Oder hatte er sich in der Stelle geirrt? Egal, es kam auch gar nicht so darauf an, von wo genau er das Foto aufnehmen würde. Hauptsache, man konnte die Brücke, den Rhein und das Dorf im Hintergrund deutlich erkennen. Er kletterte weiter, blieb einmal mit seiner Jacke an Dornen hängen, machte sich fluchend wieder frei und schrie leise, als ihm dabei ein Zweig ins Gesicht schlug. Dann sah er ein graues Etwas schimmern, zwischen zwei dünnen Stämmen hindurch, vielleicht vier oder fünf Meter schräg unter ihm. Das musste es sein!

Angetrieben vom Entdeckerglück trat er einen Schritt nach vorn, dann noch einen und noch einen, den letzten eine Spur zu hastig vielleicht. Dabei rutschte er aus und fiel ungebremst mit der rechten Hüfte auf ein nur hauchdünn mit Erde bedecktes Stück Fels. Der Schmerz war heftig und strahlte sofort wie ein Messerstich bis tief in seinen Kopf. Komisch, dachte er noch, als sein Rumpf sich drehte, ohne dass er die Bewegung aufhalten konnte. Früher hätte ich mich locker mit den Händen abgefangen und heute falle ich wie ein nasser Sack. Oder lag es am Whisky? Das war Michas letzter Gedanke auf diesem Planeten, bevor er mit dem Kopf auf ein großes Stück Schiefer schlug. Dann rutschte sein Körper, bereits ohne Bewusstsein, langsam aber sicher auf die Felskante zu.



„Die Einschiffung der Bacchanten nach Andernach 1“ von Berthold Steiger, Acrylarbe auf Leinwand.

3.

Dank der beiden Wanderer, die seinen Sturz mit angesehen hatten, wurde Michas Leiche noch am späten Nachmittag desselben Tages geborgen. Der merkwürdige Todesfall des Steueramtsrats aus Köln schaffte es trotzdem erst am übernächsten Tag in den Lokalteil der Zeitung, die in der kleinen Stadt erscheint. Der zuständige Lokalredakteur war an Michas Todestag unabkömmlich gewesen - er hatte von

einer Karnevalssitzung zu berichten.

Als die Zeitungsmeldung erschien, war Stefan schon längst mit seinen Söhnen im Segel-Kurzurlaub am IJsselmeer. Ewa entsorgte das Regionalblatt gleich am Morgen ungelesen in den Papiermüll, so wie sie das in Stefans Abwesenheit immer tat. Sie selbst interessierte sich nur für den Finanz- und den Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen, die zweite Tageszeitung des Ärztehepaars.

Da Fremdverschulden an Michas Tod offenkundig nicht vorlag, war das Interesse der breiten Öffentlichkeit am Tod des Fremden gering. Der Oberbürgermeister warnte in der Zeitung davor, die ausgewiesenen Wanderwege zu verlassen und das war's. Als am Samstag nach Aschermittwoch Stefan und die Jungs wieder da waren, Anne zurück aus München und ein paar Tage später schließlich auch Kerstin aus Mallorca, da redete in der kleinen Stadt kein Mensch mehr vom Unglück des 49-jährigen Touristen.

Kerstin und Anne hatten sich diesmal im Biergarten am Rheinufer verabredet. Sie genossen die ungewöhnlich warme Märzsonne und waren auch sonst bester Laune.

„Also, wie war's?“

„Die schnelle Version? Schlank, blond, gebildet, gute Manieren, unabhängig. Mit einem Wort: ideal. Der Name ist: Sam!“ Kerstin nahm einen Schluck Winzersekt und strahlte Anne über die Schale hinweg an.

Anne tat ihr den Gefallen, hob beide Damen und strahlte beifällig zurück.

„Klingt perfekt - Glückwunsch!“

Ihre Freundin lächelte nur versonnen und sagte nichts weiter. Bis Anne schließlich die Frage stellte, die auf der Hand lag: „Und Micha ist einfach nicht gekommen? Weißt du inzwischen, warum? Hast du ihn mal angerufen? Was hat er gesagt?“

„Ich hab's ein paar Mal versucht, aber es sprang immer nur die Mailbox an. Dann hab ich's aufgegeben. Erst war ich sauer, klar, aber dann, muss ich wirklich zugeben, nur noch traurig. Ziemlich traurig sogar. Das macht man doch nicht, wenn man sich so lange kennt. Ohne ein Wort der Erklärung. Stefan weiß auch nicht, was los ist, ob Micha über irgendwas sauer war. Ich hatte mich wirklich auf die paar Tage mit Micha gefreut. So richtig wurde mir das erst klar, als er nicht aufgetaucht ist. Dabei weiß ich immer noch nicht, was ich mir erhofft hatte.“

„Die Einschiffung
der Bacchanten
nach Andernach 2“
von Berthold
Steiger, Acrylarbe
auf Leinwand.



„Ja, schon seltsam. Man kennt sich so gut in der Clique, dann ist einer jahrelang weg, urplötzlich taucht er wieder auf und alles scheint wie früher. Und einen Tag später ist der Typ wieder spurlos verschwunden. Wie ein Gespenst. Fast ein bisschen gruselig.“

„Man soll die alten Geschichten ruhen lassen, das weiß jeder, aber dann probiert man's doch wieder, oder? Aber letzten Endes ändern die Kerle sich nie.“

„Micha wusste schon früher nicht, was er wollte. Schwamm drüber - vergiss ihn. Und - hat dein neuer Kerl einen Bruder? Könnte ich gerade sehr gut brauchen.“ Anne dehnte das Wort „sehr“ so lang als würde es mit mindestens fünf „e“ geschrieben.

„Was heißt Kerl? Meine Sam ist eine Frau! Und was für eine! Ja, eine hübsche Schwester hat sie auch.“

„Du bist unmöglich! Aber auch die Beste!“

Das fröhliche Lachen der beiden Frauen schallte weit über den Rhein. Und war, weil der Wind dafür gerade günstig stand, sogar bis zum Dorf gegenüber zu hören.

Der rote Luftballon

Christina Merkel

Es war ein warmer Sommertag. Achim saß auf der Gartenbank in unserem Garten in Niederschöna und genoss bei einer Flasche Bier und einer Zigarette seinen wohlverdienten Feierabend, als plötzlich ein roter Luftballon über ihm schwebte, der schließlich vor seinen Füßen landete. Er hob ihn auf und bemerkte ein Stück Papier, das am Ballon hing. Es war eine Botschaft der „starken Büffel“ aus Gehlert, die die Finder um Antwort baten, weil sie gerne wissen wollten, wie weit er geflogen war.

Wo liegt Gehlert? Und wer sind diese „starken Büffel“? Achim zog seinen Atlas aus dem Regal und suchte nach diesem Ort. Obwohl er ihn nicht fand, schrieb er an die unbekannte Adresse.

Vierzehn Tage später erhielt er Antwort. Neugierig öffnete er den Brief. Es war eine Alte-Herren-Sportgruppe, die sich „Starke Büffel“ nannte, erfuhr er. Sie lebten in Gehlert, einem kleinen Ort bei Hachenburg in Rheinland-Pfalz.

Verblüfft stand Achim in der Küche und staunte nicht schlecht. Also aus dem Westen war der Ballon zu uns geflogen. Die „Büffel“ wünschten Briefkontakt, weil der Osten, ein für sie unbekannter Teil Deutschlands, und unsere Gegend um den Ort Freiberg sie sehr interessiere. Eine rege Brieffreundschaft entstand. Mit der Zeit wurde der Wunsch nach engerem Kontakt geäußert. Was für die „Büf-

fel“ einfacher zu gestalten war als für Achim und mich. Das war Mitte der siebziger Jahre.

Bisher hatten wir mit dem Einreiseamt keinerlei Erfahrung, weil von uns beiden keine Verwandten im Westen lebten. Es war eine große Herausforderung, eine Besuchererlaubnis für Nichtverwandte zu erhalten. Letztendlich schafften wir es, eine Einreisegenehmigung für vier Personen zu bekommen. Gespannt erwarteten wir unsere fast fremden Gäste. Endlich fuhr ein dunkelblauer BMW vor.

Aus dem Auto stiegen zwei Ehepaare im Alter von ca. 50 bis 55 Jahren. Den Herren sah man ihre sportliche Betätigung an. Sie waren schlank und durchtrainiert. Bei einem der Männer lichtete sich schon das Haar, während der andere noch volles dunkles Haar hatte. Eine der Damen war etwas untersetzt, während die andere sehr zierlich war. Alle waren für unsere damaligen Verhältnisse sehr gut gekleidet und machten einen sehr sympathischen und netten Eindruck. Natürlich hatten unsere Nachbarn von unserem Besuch erfahren und lauerten hinter ihren Fenstern. Sie wollten sehen, wer uns da besuchte, denn die Gäste aus dem Westen waren eine kleine Sensation.

Wir verstanden uns auf Anhieb, obwohl für unsere Gäste viele Dinge befremdlich waren, wie die vielen Plattenbauten ringsum. Auch wir wohnten in solch einem Haus. In unserer Wohnung wurde noch mit Holz und Kohle geheizt. Wenn man baden wollte, musste der Badekessel geheizt werden. In der Stadt war das moderner. Dort wuschen die Bewohner der Platte ihre Autos vor den Häusern mit kostenlosem fließendem warmen Wasser. Darüber staunte man nicht schlecht.

Wir unternahmen mit unserem Besuch eine Ausfahrt ins Osterzgebirge und zeigten ihnen die hiesigen Sehenswürdigkeiten. Sie wunderten sich, dass es Einschränkungen gab und man nicht einfach in Gebiete gehen durfte, die der Nationalen Volksarmee gehörten - das war strengstens verboten. Solche Bereiche waren normalerweise hermetisch abgeriegelt, doch dieses Militärgelände in der Nähe der tschechischen Grenze stand offen und weckte die Neugier unserer Gäste. Die grauen, tristen Bauwerke mit den blinden Fenstern sahen geisterhaft aus und die Straße, die in dieses Lager führte, war höchstwahrscheinlich von Panzern zerfahren. Mich gruselte es bei diesem Anblick und auch Achim fühlte sich nicht wohl im Gegensatz zu den „Büffeln“, die ganz entspannt wirkten und über diese Zustände staunten. Wir schwitzten Blut und Wasser, aber alles ging gut. Es waren für uns alle sehr informative Tage und wir hatten viel Spaß miteinander, deshalb blieb es auch nicht bei dem einen Besuch. Viele Male wiederholten sich diese mit abwechselnden „Büffeln“. Dadurch lernten wir die gesamte Alt-Herren-Sportgruppe mit ihren Ehefrauen kennen. Mit einer Familie, die immer dabei war, entwickelte sich eine tiefe Freundschaft.

Ende der 80er Jahre fing es in der DDR gewaltig an zu rumoren. Die Unzufriedenheit der Bürger wuchs zunehmend. In den größeren Städten wurde inten-

siv demonstriert. Über Ungarn oder die CSSR versuchten immer mehr Menschen die Grenzen zu überqueren.

Am 9. November 1989 gab die Regierung auf und öffnete die Grenzen. Im Sommer des Folgejahres besuchten wir unsere Freunde zum ersten Mal in Gehlerter. Wir waren so glücklich, dass wir die andere Seite Deutschlands kennenlernen durften. Das eng befreundete Ehepaar zeigte uns Koblenz und führte uns ans Deutsche Eck, wo Rhein und Mosel sich vereinen. Von der Festung Ehrenbreitstein hatten wir einen traumhaften Blick über die Stadt und noch weit über ihre Grenzen hinaus. Es waren für uns beeindruckende Tage.

Es blieb nicht aus, dass in allen Firmen unserer Republik mit eisernem Besen gefegt wurde. Es gab massenhaft Entlassungen. Achim und ich jedoch hatten Glück. Wir gehörten nie der SED an und mit der Stasi hatten wir nichts zu tun. Jeder von uns hatte eine hochqualifizierte Ausbildung und war durch jahrelange Arbeit erfahren in seinem Sachgebiet. Deshalb wurden wir in unseren Unternehmen wieder eingestellt.

Doch mein Mann hatte Angst um seinen Arbeitsplatz und das Zureden unserer Freunde machte ihm Mut, in die westliche Arbeitswelt zu wechseln. So probierte er sich ein viertel Jahr in einer Firma in den Altbundesländern aus und kam bestens zurecht. In dieser Zeit war ich mit unseren Kindern allein. Das war nicht schön und wir mussten eine Entscheidung treffen. Meine Arbeit als Sekretärin der Geschäftsführung musste ich aufgeben. Das fiel mir sehr schwer, denn ich war in diesem Institut viele Jahre beschäftigt, kannte alles. Die Kollegen und ich waren ein tolles Team. Da sind Tränen geflossen. Die Kinder musste ich aus der Schule nehmen. Auch ihnen fiel der Abschied schwer, die Familie und Freunde, all das Vertraute zurückzulassen. Wir setzten uns zusammen und entschieden uns schließlich für diesen großen Schritt, von Sachsen nach Rheinland-Pfalz zu ziehen.

Bei der Wohnungssuche halfen uns die Gehlerter Freunde. Während Achim seiner Berufstätigkeit nachging, erledigte ich alle Behördengänge, richtete die neue Behausung ein, kümmerte mich um die Schule für die zwei älteren Kinder und suchte einen Kindergartenplatz für den Jüngsten, und nicht zuletzt eine neue Arbeit für mich. Als ich mich zum ersten Mal beim Arbeitsamt melden musste, hatte ich ein flaes Gefühl, weil ich so etwas noch nie erlebt hatte. Man

„Die Einschiffung der Bacchanten nach Andernach 3“ von Berthold Steiger, Acrylarbe auf Leinwand.



erklärte mir, dass ich nicht vermittelt werden könnte, da ich für unser jüngstes Kind keinen Betreuungsplatz habe und damit auch keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld. Das war weiteres Neuland. Stand doch für die Kinder im Osten ab dem Tag ihrer Geburt ein kostenloser Krippen- bzw. Kindergartenplatz zur Verfügung. Um so etwas mussten wir uns überhaupt nicht kümmern. Das war ganz selbstverständlich gewesen.

Trotz aller Widrigkeiten fand ich schnell eine Tagesmutter sowie eine Arbeitsstelle in der Buchhaltung eines großen Kaufhauses, bei der ich vollbeschäftigt eingestellt wurde. Ich suchte einige Schulungen, um allen Anforderungen gerecht zu werden und arbeitete mich schnell ein. Viele Male nahm ich mir Arbeit mit nach Hause. Meine neuen Kolleginnen waren noch sehr jung und ohne Mann und Kind. Für sie bin ich immer eine Exotin geblieben, egal wie sehr ich mich bemühte, das ließen sie mich spüren. Ich hatte Mann und Kinder. In ihren Augen hatte ich folglich nichts in einem Unternehmen zu suchen, und auf keinen Fall den ganzen Tag. Spät begriff ich, dass eine Ehefrau mit Kindern, jedenfalls in so ländlichen Gebieten wie dem Westerwald, für die Familie da zu sein hat.

Als Achim plötzlich verstarb, wurde die Situation unerträglich für mich. Was sollte ich tun? Zurückgehen, dahin, wo Familie und Freunde sind? Dort sah es nicht rosig mit Arbeit aus. Hier hatte ich inzwischen auch Freunde und meine beiden Ältesten hatten sich nach anfänglichen Schwierigkeiten sehr gut in die neue Welt eingelebt.

Ich suchte mir einen neuen Arbeitsplatz, der einen Umzug mit sich brachte. Setzte mich nochmals auf die Schulbank und studierte nebenbei. In dem neuen Unternehmen fühlte ich mich von Anfang an willkommen. Keiner der Kollegen störte sich, dass ich eine alleinerziehende Mutter war, vollbeschäftigt arbeitete und gelegentlich noch Kleidungsstücke aus der DDR trug. Die Arbeit bereitete mir Freude.

Und meine Freunde aus Gehlert sind mir geblieben. Sie haben mir in schweren Stunden sehr geholfen und dafür werde ich ihnen immer dankbar sein.

Wenn der rote Luftballon damals nicht vor Achims Füßen gelandet wäre, wer weiß, wo ich heute lebte und welches Schicksal ich tragen müsste.

Brücke ins Leben

Manfred Nachtsheim

Dieser Morgen fühlte sich anfangs an wie jeder Montagmorgen in den letzten Jahren. Mike erwachte, weil ihm der Güterzug auf der anderen Straßenseite mit den durch seinen bräsigen Schädel fuhr. Unfähig, einen klaren Gedanken zu fas-

sen, erlebte er den Lärm des Zugs als puren Schmerz, der seinen Kopf fast zum Explodieren brachte. Wie spät war es? Er hatte keinen Wecker gehört. Er wusste nicht, ob er den Wecker überhaupt angestellt hatte. Er wusste gar nichts. Er wusste weder, wo er gestern Abend zuletzt gewesen war, noch, wann und wie er heimgekommen war. War er überhaupt daheim in seiner Wohnung? Scheiße, nicht die Augen öffnen, das tut weh! Durch die geschlossenen Lider registrierte Mike Helligkeit. Er musste verpennt haben. Egal. Er hatte nur den Wunsch zu schlafen, endlos zu schlafen, nie mehr aufzuwachen.



Auf der Bundesstraße vor dem Haus herrschte anscheinend reger Verkehr, die Geräusche der Motoren drangen durch die geschlossenen Fenster. Es war furchtbar. So konnte er unmöglich wieder schlafen. Er würde sich auf der Arbeit krank melden. Aber nicht jetzt. Später. Bitte stellt das ab! Scheiße, er war wach.

Langsam öffnete er die Augen, um das gleißende helle Licht ganz behutsam in seinen Kopf zu lassen. Er bemerkte, dass er in voller Montur auf seiner Wohnzimmercouch lag. Sein rechter Oberarm begann unter dem Hemd zu zucken. Diese Scheiß-Tics! Jetzt ging das wieder los! Woher kam das? Unkontrollierbare Zuckungen, immer wieder. Manchmal kamen sie einzeln mit einer Minute Pause dazwischen, manchmal ein sekundenlanges Stakkato der Sehnen, die vibrierten wie angeschlagene Gitarrensaiten. Manchmal zuckte auch die Gesichtsmuskulatur. So konnte er gar nicht unter Menschen gehen.

Diese bescheuerten Ängste begannen sich wieder zu melden. Die Angst, dass sein Herz einfach aufhören würde, zu schlagen, machte sich in ihm breit. Der Rhythmus seiner Pumpe dröhnte immer lauter in seinem Kopf. Gleich würde es einen Kurzschluss geben und der Lebensmotor würde seine Arbeit einstellen. Er begann schneller zu atmen. Die Atmung! Seine Lungen würden gleich aufhören zu atmen! Scheiße, diese Angst! Ja, er würde gleich sterben, er spürte es ganz deutlich. Er wusste, wie irrational diese Angst war. Aber er spürte sie so real. Er wollte nicht sterben, bitte! Die Panik trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Mike begann immer lauter zu stöhnen und zu wimmern.

Plötzlich klopfte es an der Wohnungstür. Die Stimme seiner Vermieterin holte ihn in die Realität zurück. Eine Stimme, ein Mensch! Er lebte! Er würde nicht

„Brückenschlag zwischen zwei Ländern“ von Gabriele Specht-Birlem, Ölfarbe auf Leinwand, Tupftechnik.

sterben, nicht jetzt! Aber er war auch außerstande, diese Frau jetzt zu ertragen. Sie klopfte fester gegen seine Tür.

„Herr Neuhaus“, brüllte sie laut, „ich hab Sie gehört! Ich weiß, dass Sie da drin sind. Ich muss mit Ihnen reden!“ Er wünschte sich ganz fest, dass diese blöde Kuh sofort aufhörte. „Herr Neuhaus, wir haben schon den achten, und Ihre Miete ist immer noch nicht da!“

Ja, woher auch, lass mich in Ruhe.

„Sie haben mir versprochen, dass Sie ab jetzt pünktlich zahlen! Machen Sie die Tür auf!“ Nach einigen weiteren Minuten massiven Gebrülls zog sie endlich Leine. Gott sei Dank!

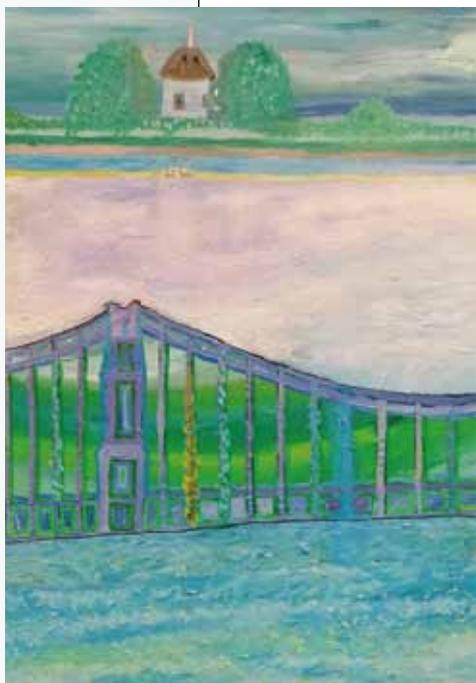
All das machte Mike schon zu lange mit, so oder so ähnlich, nach jedem Wochenende. Doch heute kam ein seltsames Gefühl hinzu, das er so noch nicht erlebt hatte. Ihm wurde trotz oder vielleicht gerade wegen seines desolaten Zustands schmerzlich bewusst, dass er dies tatsächlich nicht mehr lange aushalten würde. Die Angstzustände nach dem Wochenende befanden sich seit Jahren in einer Art Steigerungslauf, und er spürte, dass genau diese Panik ihn eines Tages wirklich umbringen würde. Irgendwann würde er sich so hinein steigern, dass sein Herz tatsächlich die Grätsche macht. Oder er würde sich vor den nächsten Zug werfen, um diesem schrecklichen Zustand ein Ende zu bereiten. Er und Schluss machen, das war der nächste Punkt auf seiner Not-To-Do-Liste. Ihm war schon eine ganze

Weile bewusst, dass ihn nur seine panische Angst vor dem Sterben davon abgehalten hatte, seinem unwürdigen Dasein ein Ende zu bereiten.

Mike wusste es in diesem Moment: Für den Absprung gibt es nur einen einzigen möglichen Zeitpunkt, und zwar jetzt. Er hatte nur diese einzige Chance. Er musste sich jetzt entscheiden zwischen Leben und Tod, so einfach war das plötzlich. Woher er das wusste, war ihm nicht klar, und es war ihm auch egal. Er wusste es einfach. Und er wählte das Leben.

Er wählte es mit zittrigen Fingern - auf seinem Telefon. Es war die Nummer des Taxis, das ihn zu seiner alten Hausärztin in seinem Heimatort bringen sollte. Dann schlich er sich über das Schlafzimmerfenster zum Garten raus, um der wütenden Vermieterin zu entgehen, die wahrscheinlich irgendwo im Hausflur lauerte. Er hatte das Taxi an die Tankstelle nebenan bestellt, dort konnte er vom Haus aus nicht gesehen werden. Auf der Fahrt versuchte er, die Gedanken in seinem konfusen Hirn irgendwie

„Brücke“ von Carmen Rakemann, Ölarbeit auf Leinwand/ Keilrahmen.



zu sortieren, wollte sich ein paar Sätze zurechtlegen für die Ärztin. Wie sollte er ihr erklären, was mit ihm los war? Ihm fiel nichts ein.

Wie konnte es überhaupt so weit kommen? Zu lange hatte er sich jede Woche vorgenommen, ein Wochenende auszusetzen, und war doch nach jedem weiteren Wochenende in diesem Zustand gestrandet, der sich zunehmend verschlechterte. Vor zwei, drei Jahren hatte sich das auf ein Dreitageerennen an jedem Wochenende beschränkt, in dem folgenden Montagabend war er die nächsten Tage überhaupt nicht in der Lage gewesen, einen Tropfen anzurühren, so beschissen ging es ihm. Die Nummer mit dem Weitersaufen schaffte er tatsächlich höchstens drei Tage lang, Freitag- bis Sonntagabend.

Aber in den letzten Jahren waren zunehmend mehr Ausrutscher über die Woche hinzugekommen. Wenn Martin und Kalle mittwochs abends mit Kümmerling und Bier vor der Tür standen, hatte er sich immer öfter zum Mitmachen animieren lassen. Ein paar Kümmerlinge zum Start machten das Bier auch mittwochs wieder verträglicher. So gab es mittlerweile immer mehr Wochen mit vier oder mehr Sauftagen, das war eine Entwicklung, die er alleine nicht mehr aufhalten konnte. Es stand vier zu drei fürs Saufen, ein klarer Punktsieg.

Vor der Praxis angekommen, fiel ihm siedendheiß ein, dass er gar nicht wusste, ob er noch genügend Geld fürs Taxi im Portemonnaie hatte. Zu seiner Überraschung fand er darin zwei Fünfzig-Mark-Scheine, die aussahen, als seien sie grad frisch aus der Presse gekommen. Das konnte nur heißen, dass er heut nacht jemanden angepumpt hatte, aber das war ihm gerade völlig egal. Er zahlte und stieg aus.

In der Praxis wurde es schwierig. Das Wartezimmer war proppenvoll. In seinem desolaten Zustand konnte er sich da nicht reinsetzen. Seine Beine zitterten genau wie seine Hände und er hatte einen dicken Kloß im Hals. Er versuchte den Mädels im Empfang zu erklären, dass er unbedingt sofort zur Ärztin müsste, bekam aber keinen Ton heraus. Dafür liefen ihm ein paar Tränen über's Gesicht. Zum Glück checkten die Sprechstundenhilfen direkt, was los war, und schoben ihn in ein freies Behandlungszimmer.

Wieder versuchte Mike, sich etwas zurecht zu legen. Die alte Ärztin kannte ihn, seit er zwölf war. Er hatte eigentlich nur mit ihr zu tun gehabt, wenn er eine Überweisung zum Augenarzt oder eine Krankmeldung brauchte. Daher hatte sie ja gar keine Ahnung, was mit ihm los war. Ok, einmal mit siebzehn, da wurde er mit einer Alkoholvergiftung vom Notarzt ins Krankenhaus gefahren. Den Bericht vom Krankenhaus hatte sie anschließend bekommen und auch mit ihm darüber gesprochen. Aber da er ihr damals versichert hatte, dass das ein einmaliger Ausrutscher war, hatte sie ihn auch nie mehr danach gefragt. Also wie zum Teufel sollte er ihr das jetzt erklären?

Nach einigen Minuten kam die Ärztin ins Zimmer und sah ihn lange wortlos an. Mike versuchte, einen imaginären Punkt an der Gardine zu fixieren. Wieso

sagt die nichts? Seine Unterlippe begann wieder zu zucken. Er konnte nicht verhindern, dass ein Tränchen über seine Wange kullerte.

„Herr Neuhaus, haben Sie Probleme?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Mit Alkohol?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Brauchen Sie Hilfe?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Soll ich Sie in eine Klinik einweisen?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Nach Gleichenheim?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Sofort?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

Ein kurzes Telefonat in Mikes Beisein, sie nickt.

„Können Sie morgen früh um 9 Uhr in der Klinik sein?“

„Mmmh.“ (Kopfnicken)

„Ich wünsche Ihnen viel Glück. Sie haben sich richtig entschieden! Die Mädchen schreiben Ihnen auf, wo Sie sich melden müssen.“

Als Mike mit einer Einweisung in die Entzugsklinik wieder vor der Praxis stand, fiel die ganze Anspannung von ihm ab. Er musste heulen und sich hinter einer Hecke übergeben. Trotzdem war er der glücklichste Mensch der Erde. Es fühlte sich an, als habe er zum ersten Mal in seinem Leben eine richtige Entscheidung getroffen. Von diesem Tag an würde sein Leben in anderen Bahnen verlaufen.

Er würde die Brücke in ein Leben schlagen, das diesen Namen auch verdient. Das würde er durchziehen, da war er sich sicher.

Als die Welt den Atem anhielt

Maria Theresia Tilgen-Selt

Die Geschichte der Menschheit ist voll von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Grenzüberschreitungen in vielen Formen und Facetten. Die deutsche Geschichte stellt in dieser Hinsicht einen Hort mehrfacher Grenzüberschreitungen dar. Unrühmlich herausragend sind die furchtbaren Auswirkungen der Nazibarbarei, deren Rhetorik und Ideologie zum Entsetzen aller Demokraten von ewig Gestrigen wieder ungeniert hochgekocht und verbreitet werden darf. Insofern müssen wir äußerst wachsam sein, damit sich dieser Part unserer urei-

genen Geschichte nicht wiederholt.

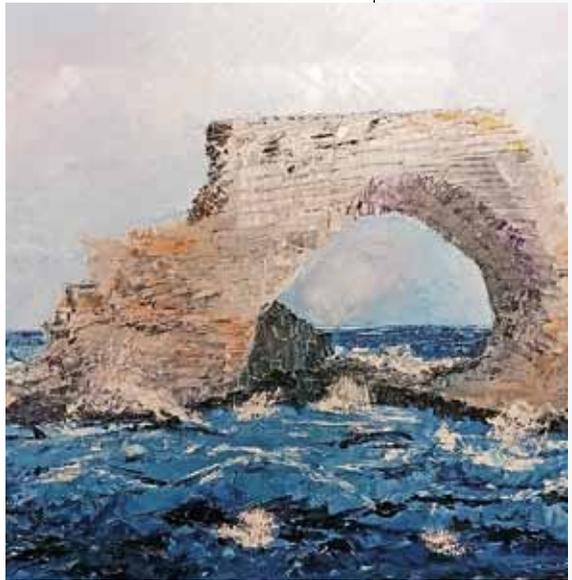
Wie gern erinnere ich mich daran, als wir Deutschen freudetaumelnd in der Nacht vom 9. zum 10. November 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer eine zum positiven gewandte historische Grenzüberschreitung erlebten. Kaum ein anderes Ereignis weckte damals in uns ähnliche Emotionen und Hoffnungen. Und zwar auf beiden Seiten der Mauer. War sie doch 30 Jahre lang das Symbol einer unmenschlichen Grenze und Teilung zweier zusammengehörender Staaten gewesen. Menschen, die dieselbe Sprache sprachen, dasselbe kulturelle Fundament und dieselben geschichtlichen Wurzeln aufwiesen, trennte nun nichts mehr.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der so genannte „antifaschistische Schutzwall“ durch Bewachung von Grenzsoldaten, Stacheldraht, Minen, Selbstschussanlagen und einen perfiden Schießbefehl auf alle Flüchtenden nahezu unüberwindbar gegolten. Eine Via Dolorosa, die jahrzehntelanges Unrecht, Leid und Trennungsschmerz bedeutete und für Unfreiheit, Ohnmacht und dem Ausgeliefertsein von Menschen einem totalitären Staat gegenüberstand, war verschwunden.

Selten geschehen große politische Veränderungen und Adaptionen ohne Gewalt. Was mussten die Menschen in der DDR für Ängste ausgestanden haben, sich mutig diesem System entgegenzustellen, deren Willkür sie oft genug zu spüren bekommen hatten. Lange Zeit hatte es gebrodelt, und irgendwann war das Maß voll. In der Folge wurden Grenzen eingerissen und Schlagbäume demontiert. Dass dies alles friedlich vonstatten ging, macht diese Grenzüberwindung zu etwas ganz Besonderem. Und Einzigartigem.

Ich kann mich noch sehr genau an die denkwürdige, aufregende Wendezeit und besonders an jenen Mauerfall-Freitag am 10. November 1989 erinnern, da es just mein 32. Geburtstag war. An dem Abend befand ich mich bei einer kleinen Feier zusammen mit Mann, dreijähriger Tochter, Eltern und Schwiegereltern im Weinhaus „Merowinger Hof“ in Andernach. Handys sowie Social Media waren damals noch nicht üblich, und so erhielten wir die wunderbare Nachricht etwas zeitverzögert, die sich danach wie ein Lauffeuer verbreitete.

Im ersten Augenblick erschien allen Anwesenden diese Meldung unrealistisch, ja geradezu utopisch, komplett surreal. Aber nach und nach sickerte die Erkenntnis durch, dass es sich offensichtlich um Fakten handelte. Dem Zwei-



„Felsentor“ von Gabriele Specht-Birlem, Ölfarbe auf Leinwand, Messertechnik.



„Die rheinische Toskana“ (2020) von Marianne Nalbach, Mischtechnik auf Aquarellpapier.

schlafen nur. Sie lauern heimtückisch unter der Kruste des Lebens; sind bestenfalls verknöchert und versteinert. Aber dann, wenn die Lunte zündet, bricht sich aller Schmerz und Verlust eruptiv Bahn. Wie glühende Lava ergießt sich nach einem gewaltigen Beben der Gram über vertane Chancen und verpasste Möglichkeiten; weil Ideologien und Grenzen in den Köpfen von Menschen anderen Menschen ihre Freiheit raubten.

Der erste Impuls meinerseits an diesem Abend bestand darin, mich am nächsten Morgen ins Auto zu setzen - und: ab nach Berlin! Mit dabei sein, mit Eintauchen in die geschichtsträchtige Sternstunde der Deutschen, in der die Welt für einen Augenblick den Atem anhielt. Zumal ich die Stadt kannte, da ich in den 70ern vier Jahre in Westberlin gelebt und gearbeitet hatte. Eine Stadt, die ich damals als eingegrenzte Enklave empfand. Unvergessen bleibt, dass jedesmal, wenn man dorthin gelangen wollte, Grenzposten passiert, demütigende Kontrollen und schikanöse Abfertigungen in Kauf genommen werden mussten. Das sollte jetzt alles der Vergangenheit angehören? Noch war es kaum zu glauben. Und: Das wollte ich nur zu gern am eigenen Leib erleben.

Doch ein dreijähriges Kind stellt ein pragmatisches Hemmnis für allzuviel Spontanität dar.

Und so orderten wir bei der netten Wirtin Glas um Glas, stießen freudetrunken sowie mehr und mehr weinselig auf das ferne Berliner Geschehen im fröhlichen Andernach an. Auf ein Geschehen, das im Nachhinein noch lange brauchte - und noch immer braucht - um in unseren Köpfen und Herzen Heimat zu finden.

fel und der Ungläubigkeit machten rasch eine unfassbare Ergriffenheit und Pathos Platz.

Meine Mutter, eine gebürtige Thüringerin, die noch vor der Grenzschließung „nüber“ gemacht hatte, heulte Rotz und Wasser, hielt ihre kleine Enkelin fest in den Armen und wiederholte immer wieder: „Dass ich das noch erleben darf.“

Ja, die verdammte Zeit heilt mitnichten alle Wunden! Die elendigen Traumata und Verletzungen

Diesseits und jenseits des Mittelrheins

Gerda Stark

Seit einigen Jahren wird bei uns der zweite Sonntag im Monat Mai im Kalender vorgemerkt. Dann ist nicht nur Muttertag, sondern an diesem Tag findet in Leutesdorf das „Kulinarische Weinerlebnis“ statt, das wir nicht versäumen wollen.

Traditionsgemäß packe ich unsere Weingläser in meinen Rucksack. Wo habe ich nur die Halterungen dafür gelassen? Ich suche nach den Lederbändern mit den daran befestigten Korkplatten, in deren Einkerbung der Stiel des Glases geschoben wird. Die Lederbänder hängt man sich mit dem gefüllten Weinglas um den Hals, damit beide Hände frei bleiben können. Endlich habe ich sie gefunden!

Auch die übers Jahr gesammelten Euromünzen dürfen nicht fehlen. Die stecken wir lose in die Taschen. So brauchen wir an den Weinständen keine Portemonnaies hervorzuholen und es gibt keine Probleme mit dem Wechselgeld.

Da das Auto vorsorglich in der Garage bleibt, fahren mein Mann und ich zunächst mit dem Bus von Miesenheim nach Andernach. In den gepflegten Rheinanlagen der Bäckerjungenstadt leuchtet das frische Maigrün der Trauerweiden. Dort vorne winkt uns eine Gruppe zu. Es sind die Kollegen vom Lauffreff, mit denen wir uns an der Anlegestelle verabredet haben.

Das Geysir-Schiff, das seit ein paar Jahren die Fähre ersetzt, gleitet von der „Essbaren Stadt“ über das glitzernde Wasser zum gegenüberliegenden Weinort Leutesdorf. Vom dortigen Anleger aus schlendern wir die Rheinpromenade entlang. Imposante, reich verzierte Fachwerkhäuser mit den Gebälkelementen eines „Wilden Mannes“ zeugen vom früheren Wohlstand. Eine Reihe Platanen säumt den Uferweg. Wir erreichen die Kirche St. Laurentius, deren besonderes Prunkstück eine historische Barock-Orgel des bedeutenden Orgelbauers Johann Michael Stumm ist, wie ich kürzlich erfahren habe. Nun geht es langsam steil bergauf in die Weinlage Leutesdorfer Gartenley.

Wer macht denn da schon schlapp? Ich sehe Schweißperlen auf der Stirn meines Mannes. Als passionierter Läufer herrschte immer das Motto: Laufen

„Die Einschiffung der Bacchanten nach Andernach 4“ von Berthold Steiger, Acrylarbe auf Leinwand.



ohne zu schnaufen! Macht sich mittlerweile etwa das Alter bemerkbar?

An den Hängen des Schiefergebirges gedeihen erstklassige Weinreben. Von hier haben wir einen umfassenden Panoramablick auf die Altstadt von Andernach mit ihren Wahrzeichen Alter Krahlen, Runder Turm und Mariendom sowie auf den Krahlenberg, auf dessen Höhe wir gern entlangspazieren. Wir erkennen den Aussichtspunkt „Schönste Weinsicht am Mittelrhein“, auf den eine kürzlich aufgestellte Stele mit einer riesigen Weintraube aufmerksam macht. Von da aus hat man einen ausgedehnten Blick über das Neuwieder Becken und die sonnigen Weinberge von Leutesdorf.

Doch jetzt widmen wir uns dem eigentlichen Zweck unseres Ausfluges, den Weinempfehlungen der Winzer, und probieren so manch süßiges Tröpfchen. Das löst die Zunge und regt die Gespräche an. Schon bald ist von meiner sonst so reservierten Zurückhaltung nichts mehr zu merken. Ich bin nur wenig Alkohol gewohnt und spüre die Auswirkungen nicht nur in meinem Kopf, sondern auch in den Beinen. Lachend stelle ich fest, dass ich unbedingt eine Brezel und etwas Käse brauche, denn hinter der nächsten Wegbiegung präsentieren bereits weitere heimische Winzerbetriebe ihre Angebote.

Ich erinnere mich an meinen ersten Besuch der Brombeerschenke auf der Rheinhöhe über Leutesdorf vor vielen Jahren. Der wohlschmeckende Brombeerwein ist mir als Nordlicht damals so in die Glieder gefahren, dass ich vor lauter Lachen und mit weichen Knien kaum den Trampelpfad abwärts durch die Weinberge zur Fähre geschafft habe.

Unsere Bekannten sind zwischenzeitlich an einem Weinstand hängengeblieben. Wir spazieren weiter, halten hie und da ein Schwätzchen und treffen schließlich den Bruder meines Mannes mit seiner Frau. Auch sie wollen für weitere Weinverköstigungen eine gute Grundlage schaffen. Gemeinsam ergattern wir einen Platz an einem der vollbesetzten Biertische und lassen uns die delikatsten Gerichte munden. Unsere Bekannten haben aufgeholt und kommen zu uns an den Tisch. Erstaunt rufen sie meinem Mann zu: „Sind wir schon so betrunken, dass wir dich jetzt doppelt sehen?“ Mit ihren schneeweißen Haaren wirken die Brüder tatsächlich wie Zwillinge. Lachend macht man sich miteinander bekannt. Wir rücken etwas zusammen und genehmigen uns alle noch das ein und andere Gläschen.

Plötzlich zeigt jemand aufgeregt auf die andere Rheinseite. Von unserem Tisch aus können wir die in den Himmel steigende Fontäne des höchsten Kaltwassergeysirs der Welt beobachten. Angetrieben durch vulkanisches Kohlendioxid aus dem Erdinnern sprudelt das Wasser viermal täglich in die Höhe. Als ich das Geysir-Schiff am Anleger Namedyer Werth erblicke, erschrecke ich. Ist es schon so spät? Schnell machen wir uns auf den Weg und kommen gerade noch rechtzeitig. Gern erinnern wir uns an diesen schönen Ausflug, stoßen dann zu Hause mit einem Gläschen Leutesdorfer Wein auf unsere Gesundheit an und schauen hoffnungsvoll in die Zukunft.

„Abendstimmung
in Jerusalem“
(2017) von Rita
Krupp, Acryl auf
Leinwand.



Die Vielfarbigkeit des Himmels

Tanja Haas

Der Wind fühlte sich eisig an. Mona zog die Arme enger um ihren Körper und presste die klammen Finger dazwischen, um sie ein wenig aufzuwärmen. Zwar war dieser Winter verhältnismäßig mild, doch hier oben auf dem Krahenberg herrschten äußerst kühle Temperaturen. Sie trat ein paar Schritte vor und hielt einen Augenblick inne, ehe sie sich an das Geländer lehnte. Durch das Geäst am Hang erkannte sie die Umrisse des alten Krahen. Der Blick über den Rhein dem Flusslauf folgend von Andernach bis hinüber nach Leutesdorf faszinierte sie bei jedem Aufenthalt hier oben aufs Neue.

„Ist das nicht schön?“ Fast unbemerkt war ihre Freundin neben sie getreten. Träumerisch blickte sie in das Abendrot.

„Das sagst du jedes Mal.“ Mona nahm ihre Kamera aus dem Rucksack. Das Licht der untergehenden Sonne malte rote Flecken auf die vorüberziehenden Wolken. Ein Bild, das sie unbedingt einfangen wollte.

„Du und deine Kamera. Das werde ich nie verstehen.“

„Das“, Mona strich sanft über das Objektiv ihrer Spiegelreflexkamera, „ist mein ein und alles.“ In Gedanken versunken dachte sie an die unzähligen Momente, die sie in ihrer unveränderlichen Schönheit in ein Bild gebannt hatte.

Grinsend hob sie die Kamera und schoss ein Foto von Luise. Im Hintergrund versank die Krahnenburg in einem zarten Graublau.

Abwehrend hob Luise die Hände, ihre Lippen zeichneten ein Lächeln. Sie drehte sich um und stützte sich an das rote Metallgitter, während Mona ein paar weitere Fotos schoss.

„Schau, die Farben sehen schon wieder anders aus als vorhin. Und anders als letzte Woche.“

Mona hielt Luise das Display der Kamera hin und zeigte ihr die verschiedenen Schnappschüsse.

„An das da erinnere ich mich gar nicht mehr“, meinte Luise unvermittelt. Ein schmerzlicher Ausdruck legte sich in ihren Blick. Sie deutete auf ein Bild, auf dem sie zu sehen war, getaucht in orangefarbene Strahlen. Ihre Umrisse glühten, als wäre sie aus dem Licht der Sonne entstiegen.

„Das war letzte Woche. Eine von euch sieht da ziemlich müde aus.“ Mona steckte die Kamera zurück in den Rucksack und stellte sich zu der Freundin an die Brüstung.

„Weißt du noch, warum?“ Gemeinsam betrachteten sie die leuchtende Scheibe, die im Rhein versank und deren letzte Funken auf dem Wasser tanzten. Mona erkannte das Zögern in der Frage. In solchen Momenten wusste sie nicht, ob Luise von sich oder einem ihrer anderen Ichs sprach. Sie schenkte ihr ein warmes Lächeln.

„Ihr wart beim Arzt gewesen. Als wir am nächsten Tag hierherkamen, wart ihr immer noch total platt.“

Mona beobachtete Luise einen Moment lang, bis diese nickte. Ob sie sich wirklich erinnerte? An die Erinnerungslücken ihrer Freundin hatte Mona sich

inzwischen gewöhnt. Wie auch an so manches andere. Da sie und Luise sich eine halbe Ewigkeit kannten und eine Wohnung teilten, wurde sie immer wieder von einer ihrer verschiedenen Facetten überrascht.

„Ja, das waren wir“, flüsterte Luise. Dabei sah sie an Mona vorbei auf den Rhein, der sich zwischen der Landschaft hindurchwälzte, als ob er etwas Zusammengehöriges in zwei Teile zerschneiden wolle. Ihre

„Rheinblick an der Loreley“ (2019) von Rita Krupp, Öl auf Leinwand.



Lippen bewegten sich. Sie murmelte etwas Unverständliches. Im nächsten Augenblick blinzelte sie mehrmals und bedachte Mona mit einem merkwürdigen Blick.

„Es war ein anstrengender Termin gewesen. Für uns alle.“ Sie räusperte sich. „Es gab viel zu reden. Danach waren wir kaputt.“

„Ich habe heiße Schokolade gemacht“, ergänzte Mona. Luise lächelte und strich sich gedankenverloren über die Unterlippe. „Deine heiße Schokolade ist die beste der Welt!“

Ein freudiges Kribbeln breitete sich in Monas Bauch aus.

„Ich ...“, Luise beendete den Satz nicht.

Da war ein Geräusch. Sie drehte sich um, das Gesicht verfinstert, die Lippen zu einer schmalen Linie gepresst. „Touristen!“, schnaubte sie und musterte mit bösem Blick eine kleine Gruppe von Menschen, die sich vom Parkplatz her näherten. Ihre Haltung versteifte sich, sie spannte sichtbar die Arme an.

„Guten Abend“, grüßte Mona die Besucher, um die Situation aufzulockern. An diesem markanten Aussichtspunkt musste man jederzeit mit Touristen rechnen. Die Fremden traten einige Meter entfernt an das Geländer und erwiderten den Gruß mit einem Winken.

„Alles in Ordnung“, versicherte Mona. „Die lassen uns in Ruhe.“

„Will ich auch hoffen“, murrte ihr Gegenüber, streckte den Rücken durch und entspannte sich. Die Härte verschwand aus ihrem Gesicht. Mona atmete auf.

„Ist alles okay?“, erkundigte sie sich sicherheitshalber.

„Ja, du kennst ihn doch. Michael kann Fremde nun mal nicht ausstehen.“

Mona nickte. „Manchmal ist er etwas ungestüm, ich weiß. Und unberechenbar.“ Ein Grinsen konnte sie nicht unterdrücken.

Luise lachte auf, griff mit beiden Händen fest um das Geländer und lehnte sich zurück.

„Er hat viel Zeit gebraucht, bis er mich akzeptiert hat“, stellte Mona fest. „Doch jetzt kommen wir ganz gut miteinander klar.“

Es war bereits ein paar Jahre her, dass Luise ihre Diagnose erhalten hatte. Michael war einer der vielen Persönlichkeiten, in die sich die Freundin aufspaltete. Er war äußerst aufmerksam, aber leider ebenso argwöhnisch und immer in Distanz zu Mona. Ein langer Weg der Vertrauensbildung lag hinter ihnen. Heute genoss Mona die Tage, an denen sie mit Michael bei einer Tasse Kaffee über das Leben sinnierte. Gespräche, die anders waren als die mit Luise oder Sibylla.

„Aber jetzt mag er dich.“ Luise beugte sich zu ihr und zwinkerte. Sie zog sich zurück an das Geländer, zuckte zusammen und verzog schmerzhaft das Gesicht.

„Was zum Teufel haben wir beim Sport gemacht? Weißt du das?“ Stöhnend rieb sie über ihre Arme.

„Wir waren im Fitness-Studio. Probetraining. Du weißt ja, was Sibylla für einen Bewegungsdrang hat.“ Mona hob belustigt die Hand vor den Mund.

Luise verschränkte die Arme über der Brüstung und legte ihr Kinn darauf. „Sie findet das ziemlich witzig“, murmelte sie in ihren Jackenärmel. Mit geschlossenen Augen begann sie, ein Lied zu summen.

„*Shape of you?*“, fragte Mona irritiert. „Warst du auch da? Habe dich gar nicht bewusst bemerkt.“

„So halb. Ich habe mitbekommen, dass ihr zu Ed Sheeran getanzt habt.“

Mona erinnerte sich lebhaft. Sie hatte sich derart verausgabt, dass ihre Beine hinterher schmerzten, als hätte sie sich nie in ihrem ganzen Leben bewegt. Die flinken Schritte, Hüftschwünge, plötzlichen Drehungen. Zumba war eine Herausforderung für die Auge-Körper-Koordination. Sibylla hatte Vollgas gegeben und elegant mitgetanzt. Nicht jede konnte mit ihrem Tempo mithalten. Luise hätte nach wenigen Minuten das Handtuch geworfen. Es faszinierte Mona, wie unterschiedlich sie alle waren.

„Die Musik ist nicht so mein Geschmack“, sagte Luise.

„Tut mir leid. Sibylla hat mir erzählt, dass sie sowas gerne probieren würde und dass ihr alle einverstanden seid.“

„Sind wir auch“, bestätigte Luise mit einem gequälten Grinsen. „Aber wir hatten noch nie so einen Muskelkater. Hätten wir wohl erwarten müssen. Wenn Sibylla draußen ist, verbraucht sie so viel Energie.“

Ein Seufzen entwich ihr und sie schaute zum Himmel, wo pinkfarbene Wolken im Wind trieben. Ihre Augen leuchteten bei dem Anblick. Schweigend betrachteten die beiden Frauen das bewegte Gemälde über ihren Köpfen, das zum Träumen einlud.

Ein Vibrieren ließ Mona zusammenzucken.

„Mama fragt, ob wir Lust haben, zum Essen vorbeizukommen“, gab sie den Inhalt der Nachricht wieder, die auf ihrem Handy eingegangen war.

Luise wandte sich Mona zu, sah sie mit großen Augen an und schüttelte sachten den Kopf. Sie schaute sich um, blinzelte mehrmals, betrachtete ihre Umgebung eingehend.

„Wo waren wir?“, fragte ihr Gegenüber und Mona schenkte ihr ein herzliches Lächeln. Der Ausdruck ihrer Freundin hatte sich in winzigen Details geändert. Ihre Stimme klang höher, die Hände hielt sie vor dem Schoß gefaltet. Mittlerweile erkannte Mona den Unterschied sofort. Manchmal geschah es plötzlich und ohne erkennbaren Übergang. So wie in diesem Augenblick, in dem Sibylla sich zeigte.

„Wir haben den Sonnenuntergang angesehen und über die vergangenen Tage geredet. Über den Sport und den letzten Arztbesuch. Wir sind noch nicht lange hier. Ich habe Fotos gemacht und gerade haben wir die Wolken beobachtet und die Ruhe genossen“, sagte Mona. Sie hatte sich daran gewöhnt, alles nochmal erklären zu müssen. Je nachdem, wer gerade anwesend war.

„Oh, ok. Danke. Und hattest du nicht gerade etwas von Essen gesagt? Ich habe da so flüchtig was mitbekommen.“

Lachend klopfte Mona ihr auf die Schulter.

„Mama hat uns eingeladen.“ Sie zeigte auf das Smartphone.

„Es gibt Sauerbraten.“

„Worauf warten wir dann noch?“

Voller Elan hakte Sibylla sich bei Mona unter und führte sie zielstrebig zum Parkplatz. Mit der freien Hand angelte Mona den Autoschlüssel aus der Jackentasche und entriegelte den Wagen.

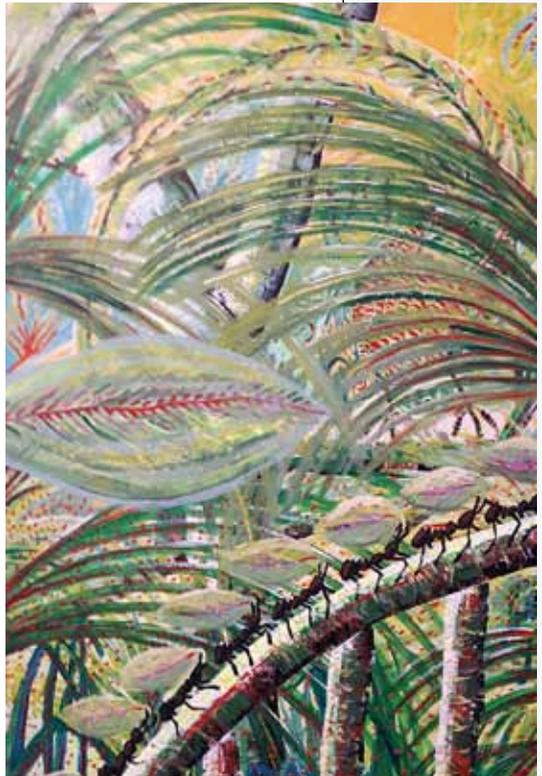
„Vorsicht, Sibylla, nicht so hastig!“, rief Mona und stolperte über eine steinerne Stufe. Sibylla hielt sie fest und lachte. Sie hakte sich aus und streckte Mona übermütig die Zunge heraus, ehe sie in das Auto schlüpfte.

„Kommst du endlich? Du bist unser Pizzataxi! Nur, dass du das Essen nicht zu uns bringst, sondern uns zum Essen. Und genau genommen bist du ein Sauerbratentaxi!“

Kopfschüttelnd öffnete Mona den Kofferraum, legte ihren Rucksack hinein und sah zwischen den Bäumen hindurch zum Aussichtspunkt. Sie liebte die Abende dort, ob mit Luise, Sibylla, Michael oder jemand anderem. Früher hätte sie nie gedacht, dass sie sich einmal daran gewöhnen könnte, mit den verschiedenen Persönlichkeiten ihrer Freundin umzugehen. Seit drei Jahren wohnten sie beieinander, hatten viel voneinander gelernt und unterstützten sich gegenseitig. Vor Luises Offenbarung, dass sie viele ist, kannte Mona den Begriff der dissoziativen Identitätsstörung nicht. Sie wusste inzwischen, dass ihre Freundin in der Kindheit schwere Traumata erlebt hatte. Trotzdem konnte sie sich nicht vorstellen, was es genau war, das zu einem solchen Überlebensmechanismus des Bewusstseins geführt hatte. Zu einer Aufspaltung in verschiedene selbstständige Anteile.

Luise, Sibylla, Michael und noch ein paar andere waren der lebende Beweis für diese Fähigkeit des menschlichen Gehirns, sich zu schützen. Unter Umständen, die Mona mit Wut und Trauer erfüllten, wann immer sie ihre Freunde weinen sah. Doch so oft sie auch an den Erfahrungen aus Kindertagen zerbrachen, gemeinsam beschritten Mona, Luise und die anderen den Weg der Hoffnung. Als Ganzes nannten sie sich liebevoll „Vielomenal“. Besser hätte Mona es nicht beschreiben können.

„Ameisenbrücke“
von Carmen Rake-
mann, Acrylarbeit
auf Leinwand/
Keilrahmen.



„Sonnenuntergang über Flusslandschaft“ von Bärbel Hidemann-Pahnke, Aquarell.



Auf den Wassern des Styx

Erzählung nach historischen Ereignissen aus dem Jahr 588

Markus Bäcker

Dichter Morgennebel lag über den Fluten des Stroms. Nur schemenhaft zeichneten sich die Bäume und Sträucher an seinen Ufern ab. Fast lautlos glitt das Schiff mit der Strömung durch das dunkle Wasser. Die Stille der frühen Stunde verlieh der Szenerie etwas Unwirkliches. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, in eine andere Welt zu reisen, in der Vertrautes erschreckend und fremdartig erschien. Geisterhaft und bedrohlich. So mussten sich die Helden der Illias die Fahrt über den Styx vorgestellt haben. Den letzten Weg der Lebenden in das Reich des Todes. Ein großes Volk, das wie viele andere in der Zeit verschwunden war und nur in alten Geschichten einen schwachen Widerhall fand. Was würde von ihrem Geschlecht bleiben? Wer würde sich in tausend Jahren ihrer Taten erinnern?

Fröstelnd zog sie den Umhang enger um ihren dünnen Körper. Das Jahr war bereits im dritten Monat, doch noch immer war der eisige Atem des Winters zu spüren. Dieses Land war so viel dunkler und kälter als das sonnenreiche Iberien, woher sie stammte. Am Bug stehend blickte sie aufmerksam in eine schemenhafte Anderswelt, die sie nicht mehr als die eigene erkannte. Langsam wurden zu ihrer Rechten die Umrisse eines großen Bauwerks sichtbar. Als Erstes nahm sie zwei Türme wahr, die weit ins Wasser ragten. Ihr Boot fuhr so nahe am ersten Turm vorbei, dass sie die großen, ebenmäßigen Steinblöcke sehen konnte, aus de-

nen er gebaut war. Dann tauchte die Silhouette eines hohen, rechteckigen Gebäudes in der Mitte auf, das ein Stück vom Ufer entfernt stand. Ein gewaltiger Bau, der sich allmählich in dem zähen Dunst abzeichnete. Einige der Mauern waren bereits verfallen, ließen aber noch als Ruinen das Können ihrer Erbauer erahnen. Ein Monument einer untergegangenen Epoche, das der Zeit zu trotzen schien und in seiner Größe und Perfektion von keinem ihrer Baumeister errichtet werden konnte. Wir stehen im Greisenalter der Welt, die ihren Zenit schon seit Langem überschritten hat, kam es der Gotin in den Sinn, während das dunkle Gemäuer an ihr vorrüberzog. Jetzt war es nicht mehr weit bis zu ihrer Residenz in dem alten Castrum am Ufer des Stroms. Dort würde sie ein letztes Mal mit ihrem Sohn Childebert zu Gericht sitzen, um erneut einige Aufrührer zum Tode zu verurteilen. Dort in Andernach sollte noch einmal Blut fließen und die Vergeltung ihrer langen Reise über Mosel und Rhein ein Ende finden.

Beim ersten Tageslicht waren sie mit ihren Schiffen von Koblenz aus aufgebrochen. Kurz hinter den nutzlos gewordenen Resten der alten Brücke bei Koblenz vereinigte sich der schmale Fluss mit dem großen Strom ihres Reichs. Hier war einst die Grenze des mächtigen Imperiums. Dahinter gab es weder Städte noch Straßen und nur wenige ansehnliche Siedlungen. Dort lebten die Menschen wie ihre Ahnen vor vielen Generationen an abgelegenen Orten in den weiten Wäldern. Ebenso glaubten sie auch noch an die alten Götter, denen sie in heiligen Hainen ihre Opfer darbrachten. In diesen entlegenen Gebieten überdauerten die Mythen der Völker des Nordens, die auch ihre Herrscher hervorgebracht hatten. Ein Geschlecht, dessen erster König vor langer Zeit von einem Meeresungeheuer, halb Stier, halb Mensch, gezeugt wurde. Für die Gotin Brunichilde war das eine schauerliche und absurde Vorstellung. Ihr Volk glaubte schon seit den Zeiten der großen Wanderung an den christlichen Gott. Die Franken jedoch pflegten viele dieser barbarischen Traditionen, die ihr merkwürdig und primitiv erschienen. So widmeten sie der Bildung, selbst bei Hofe, nur wenig Aufmerksamkeit. Stattdessen erzogen sie ihre Söhne zu furchtlosen Kriegerern, die kaum schreiben, dafür jedoch eine Axt schleudern konnten.

Childebert hatte sich am Morgen schwankend an Bord des Schiffes geschleppt und gleich auf sein Lager gelegt. Wie so oft hatte er mit dem Hofstaat bis tief in die Nacht gezecht. Nur so schien er den bei jeder Station ihrer Umfahrt wiederkehrenden Anblick der geköpften und gevierteilten Leiber der einst getreuen Adligen ertragen zu können. Ein kurzes Lächeln huschte über ihr verhärmtetes Gesicht, als sie an ihren Sohn dachte. Er war noch jung und musste sich erst an den Anblick des Todes gewöhnen, bis er für ihn zu einem ebenso treuen Begleiter werden würde, wie er es für sie schon lange war. Sie konnte lediglich Abscheu für diese treulose Brut empfinden, die ihrem Sohn, dem König und Merowinger, nach dem Leben getrachtet hatte - gefolgt von einer tiefen Genugtuung, sobald ihre Körper zuckend am Boden lagen. Aber auch sie verspürte eine gewisse Erleich-

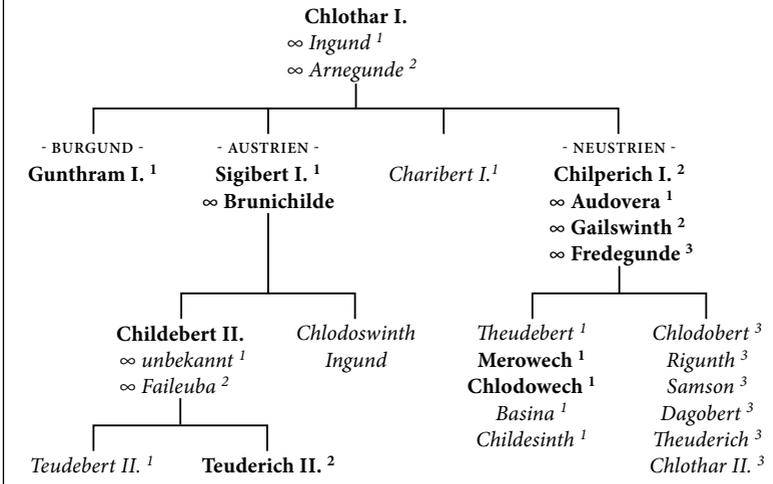
terung bei dem Gedanken, dass nur noch dieses letzte Gericht vor ihnen lag und sie dann nach Metz zurückkehren konnten. Im dortigen Palast wartete die junge Königin, die Childebert vor wenigen Monaten einen gesunden Sohn und Erben geschenkt hatte, auf ihre Rückkehr. Mit ihrem Enkel Theuderich hatte das Austrasische Reich bereits einen zweiten Stammhalter. Ein zusätzlicher Garant für den Erhalt ihres Geschlechts. Die Königsmutter wusste wie wichtig es war, für den Fortbestand der Blutlinie zu sorgen. Von den vier Söhnen Chlotars, die sich einst das Reich teilten, lebte einzig noch Gunthram als Herrscher von Burgund. Er war der Älteste noch lebende Merowinger, während ihr Gemahl Sigibert bereits vor zwölf Jahren durch die gedungenen Mörder seines Bruders Chilperich sein Leben verloren hatte - angestiftet durch dessen bössartige Gemahlin. Sie spürte, wie der alte Hass gegen Fredegunde in ihr aufstieg, die so viel Leid über sie gebracht hatte. Bei allen Heiligen hatte sie dieser Hexe ewige Rache geschworen für deren Schuld, die nur mit Blut gesühnt werden konnte.

Ihre Gedanken glitten zurück in die Zeit, als sie noch jung war. Frisch vermählt mit König Sigibert, befand sie sich auf einer großen Umfahrt durch sein Reich, als sie vom Werben Chilperichs um ihre ältere Schwester erfuhr. Scheinbar hatte er sich seinen Bruder zum Vorbild genommen und wollte nun ebenfalls eine Frau mit königlicher Abstammung ehelichen. Anfangs freute sie sich, Gailswinth bald schon im Frankenreich zu wissen. Sicher würden sie sich so bei den Zusammenkünften der Könige von Zeit zu Zeit wiedersehen. Doch dieser Wunsch ging nie in Erfüllung. Der König des Westreichs hatte sich zwar von seiner ersten Frau Audovera getrennt, lebte aber weiterhin in Unzucht mit Fredegunde. In langen anklagenden Briefen berichtete ihr Gailswinth nach der Hochzeit von den fortgesetzten Demütigungen ihres Gemahls. So trat er bei öffentlichen Anlässen häufig mit Fredegunde an seiner Seite auf. Manchmal ließ er sich auch von seiner Gattin und seiner Gespielin begleiten. Obwohl auch die neustrischen Bischöfe dieses Auftreten tadelten, änderte Chilperich nichts an seinem Verhalten. Ihm schien es nur um das Ansehen zu gehen, das ihm die Verbindung mit dem gotischen Königshaus einbrachte. In ihrem letzten Brief teilte Gailswinth ihr mit, dass sie den König verlassen und an den Hof von Toledo zurückkehren wollte.

Kurz darauf erfuhr Brunichilde von dem Tod ihrer Schwester. Sie konnte diese Kunde kaum fassen und zog sich für mehrere Tage in die Hofkapelle zurück, um dort den Verlust ihrer geliebten Schwester bitterlich zu beweinen. Mit der Nachricht kamen auch Gerüchte in Umlauf, die von der Ermordung Gailswinths berichteten. Angeblich hatte Chilperich seine königliche Gemahlin, auf den Wunsch von Fredegunde hin, in ihrem Bett erdröseln lassen. Für die Gotin war dies jedoch keine Verleumdung, sondern die reine Wahrheit. Den Beweis für seine Bluttat erbrachte der neustrische König in ihren Augen selbst, als er bereits nach wenigen Wochen Fredegunde zur Frau nahm. Auch ihren Gemahl Sigibert bestürzten die Vorgänge im westlichen Teil des Frankenreichs. Darüber hinaus

Vereinfachte Ahnentafel der Merowinger (495-588)

Die Exponenten zeigen das Verwandtschaftsverhältnis Mutter/Kind an.



hegte er lange schon einen Groll gegenüber Chilperich. Seit der Aufteilung des Reichs war es immer wieder zu Überfällen der Neustrier auf seine Gebiete gekommen. Schließlich rüstete er ein gewaltiges Heer, um die besetzten Gebiete zurück zu gewinnen und der Herrschaft Chilperichs ein Ende zu bereiten. Als er schließlich Paris erobert hatte, musste der König des Westens fliehen und viele seiner Gefolgsleute liefen zu den Austrasiern über. Im königlichen Hofgut von Vitry wurde Sigibert zum neuen König von Neustrien ausgerufen. Damit schien es Brunichilde nur noch ein Frage von Tagen zu sein, bis sie Fredegundes habhaft würde. Lang und qualvoll sollte ihr Tod sein, um so mit Tränen und Blut ihre Schuld zu sühnen. Doch das Schicksal hatte ein anderes Los für die Gotin bestimmt.

Aus der Kabine hinter ihr drangen undeutliche Worte. Es war die Stimme von Childebert, der häufig im Schlaf sprach und manchmal auch schrie. Seit seiner Kindheit schlief er unruhig. Seit er den Mord an seinem Vater mit ansehen musste. Damals, als in Vitry seine und ihre Welt zusammenbrach. In dunkler Nacht hatte ihn Herzog Gundobald nach Metz gebracht, um ihn dem Zugriff von Chilperichs Häschern zu entziehen. Schließlich war ihr Sohn nun der neue König von Austrien, auch wenn er noch ein Kind von fünf Jahren war. Die Franken glaubten seit alter Zeit an das Königsheil ihrer Herrscher. Für sie zählten nur die männlichen Nachkommen königlichen Bluts. Und so blieb Brunichilde mit ihren Töchtern schutzlos zurück. Zweifellos hätte Chilperich ihren Sohn sofort ermorden lassen, um Anspruch auf den Thron des Ostreichs zu erheben. Die Frauen hingegen waren für ihn lediglich als Geiseln von Bedeutung, so dass er sie einfach in

den Kerker werfen ließ. Ruchlos brachte er sich in den Besitz des Staatsschatzes und ihrer Besitztümer, die sie auf Reisen stets mit sich führten. Und auch ihren Schmuck und den goldverzierten Gürtel, den sie von ihrer Mutter bei ihrer Abreise ins Land der Franken geschenkt bekommen hatte, nahmen sie ihr weg. Der bis ins Mark verkommenen Fredegunde war es sogar in den Sinn gekommen, sie im Gefängnis aufzusuchen, um ihr einen Laib Brot zu bringen. Dabei bereitete es der Hexe sichtliche Freude, sie gänzlich zu verhöhnen, indem sie ihren Schmuck trug. Ein ordinäres Weib aus dem Volk, das den König des Westreichs mit ihren Lenden regierte.

Lange Monate verbrachte die Gotin mit ihren Töchtern in ihrem Gefängnis in Rouen. Die Adligen, die für ihren Sohn Austrien regierten, zeigten kein Interesse daran, sie aus dieser elenden Lage zu befreien. Mit der Zeit verrann auch ihre Hoffnung, jemals wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können. So reihte sich viele Wochen lang ein dunkler Tag an den anderen. Schließlich war es Audovera, die erste Gemahlin von König Chilperich, die wieder Licht in Brunichildes Finsternis brachte. Auch ihr hatte Fredegunde, die sie als Zofe mit an den Hof brachte, übel mitgespielt. Nachdem das schamlose Weib zur Konkubine des Königs geworden war, hatte sie dafür gesorgt, dass Chilperich Audovera verstieß und ins Kloster von Rouen stecken ließ. Dort erfuhr sie von Brunichildes Schicksal und begann sie regelmäßig zu besuchen. Anfangs lasen sie zusammen aus der Bibel und als sie merkten, dass die Wachen kein Latein verstanden, begannen sie sich in dieser Sprache zu unterhalten. So berichtete Audovera ihr von den Vorgängen am neustrischen Hof. Nach ihrer Verbannung hatte Fredegunde Chilperich dazu gebracht, die Thronfolge zu ändern, so dass nur ihren Söhnen die Königswürde zustand. Das war ein herber Schlag für ihren Sohn Merowech, den eigentlichen Kronprinzen der Dynastie. Bei dem darauf folgenden Zerwürfnis mit seinem Vater schlossen sich viele Adlige des Reichs Merowech an, die den zunehmenden Einfluss der Königin auf die Staatsgeschäfte nicht akzeptierten. Mit dieser starken Opposition im Rücken suchte er nun nach einem Weg, seinen Anspruch auf den Thron zurück zu erlangen.

Augenblicklich begriff Brunichilde, welche Möglichkeit ihr dieses Ränkespiel im neustrischen Königshaus bot. Wenn sie es geschickt anging, konnte dies der Weg in die Freiheit sein. Als Audovera sie das nächste Mal besuchte, unterbreitete sie der verstoßenen Königin ihren Plan. Unumwunden schlug sie ihr vor, Merowech zu ehelichen. Als Angehöriger des Geschlechts der Merowinger könnte er so an ihrer Seite der neue König von Austrien werden. Dies war mit Sicherheit eine aussichtsreichere Position, als einen Aufstand gegen seinen Vater im eigenen Land anzuzetteln. Die ehemalige Königin begriff sofort, welche Möglichkeit diese Verbindung ihrem Sohn bot. Auch den Bischof von Rouen konnte Audovera für ihr Vorhaben gewinnen, so dass er nur wenige Tage später den ehelichen Bund segnete. Dieses Eingreifen in die Politik zugunsten Merowechs führte bald darauf

zu einem Prozess, den der König gegen den Geistlichen anstrebte.

Brunichilde jedoch hatte ihr Ziel erreicht. Sie war wieder in Freiheit und reiste sofort nach der Hochzeit an den Königshof ihres Sohnes. Dort traf sie noch vor der Nachricht ihrer erneuten Eheschließung ein. Durch ihre unerwartete Rückkehr sahen sich die Regenten mit einer vollkommen veränderten Situation konfrontiert. Schnell jedoch formierte sich in den Reihen der Adligen der Widerstand gegen einen neuen Regenten aus dem neustrichen Königshaus. Ihrem neuen Gemahl wurde die Einreise verweigert und Brunichilde damit kaltgestellt. König Chilperich tat sein übriges, indem er die Ehe annullieren und Merowech in ein Kloster verbannen ließ. Von dort konnte er zwar fliehen, nahm sich jedoch das Leben, als er in die Hände seines Vaters zu fallen drohte. Auch Audovera zahlte schließlich mit dem Leben dafür, dass ihr letzter Sohn Chlodowech seinen legitimen Anspruch auf den Thron anmeldete, nachdem die beiden Söhne Fredegundes unerwartet verstorben waren. Die alte Königin und Chlodowech wurden in den Kerker geworfen und auf Veranlassung von Fredegunde ermordet. Damit wurde die Blutspur, die die neustrische Herrscherin hinter sich her zog, immer länger. Und viele Geistliche sahen in dem Tod ihrer Kinder bereits die gerechte Strafe Gottes.

Ganz unvermittelt drangen einige Sonnenstrahlen durch den Nebel. Helles Licht zerteilte den feuchten Dunst und brachte die Farben zurück in ihre düstere Welt. Hoch über ihr wurde ein Stück des leuchtend blauen Himmels sichtbar, der ihr wie eine Verheißung Gottes erschien. Sein Versprechen der Auferstehung und des ewigen Lebens. Rasch zerriss das dunstige Leichentuch und gab den Blick frei auf die Landschaft. Während sie ihre Augen über Felder, Wiesen und Wälder gleiten ließ, spürte sie dankbar die wärmenden Strahlen auf ihrem Rücken. Mit dem Licht schien auch das Leben zurück gekehrt zu sein und ließ die golddurchwirkten Ränder ihres Umhangs erstrahlen. Hinter der Flussbiegung war bereits der mächtige Berg zu erkennen, der schroff die Ebene begrenzte und den Strom in eine neue Richtung zwang. An seinem Fuß lag die Stadt mit ihren sicheren Mauern. Das Ziel ihrer Reise. Dorthin hatte man den Grafen Bertefred bringen lassen, den letzten überlebenden Anführer des Aufstands gegen ihren Sohn. Zusammen mit dem Grafen Ursio und Herzog Rauching hatte er den Plan geschmiedet Childebert zu ermorden und seinen Erstgeborenen Theudebert auf den Thron zu heben. Danach wollten sie, als die Großen im Reich, bis zu seiner Mündigkeit für ihn regieren. Sie hatten sich wohl zu sehr an ihre Macht gewöhnt in der Zeit, in denen sie die Regentschaft für ihren Sohn führten.

Doch vor drei Jahren wendete sich das Blatt für die Verschwörer, als Childebert von seinem Onkel Gunthram für volljährig erklärt wurde. Von da an konnte der Fünfzehnjährige ohne seine Adligen regieren. Und auch Brunichilde gewann mit Ende der Vormundschaft ihre alte Macht zurück. Zusammen mit ihrem Sohn herrschte sie jetzt im austrasischen Reich. Nun hatte sie endlich die Gelegenheit,

Rache zu nehmen für all die erlittenen Demütigungen und Schmerzen. Dieser Tag, den sie so viele Jahre herbeigesehnt hatte, musste Fredegunde wie ein Albtraum erschienen sein. Trotz ihrer niederen Herkunft war ihr wohl gewiss, dass das unauflöbliche Band der Blutrache sie mit der Gotin verband.

Auf der alten Straße, die am linken Ufer dem Fluß folgte, konnte Brunichilde die Reiter und Wagen ihres Tross¹ erkennen. Sie waren bereits vor den Schiffen aufgebrochen, um ihren Empfang in der neuen Residenz vorzubereiten. Bald schon würden die Soldaten der Garde den Hafen erreicht haben. Wie bei jeder Station ihrer Fahrt, sollten sie mit einem Spalier aus Speeren und Schilden ihre Ankunft sichern. Ein notwendiger Tribut an die unruhigen Zeiten in denen sie lebten. Während sie sich Andernach näherten, konnte sie einige Türme und ein Tor der Befestigung erkennen. Davor waren viele Zelte aufgeschlagen und eine stattliche Anzahl von Pferden weidete in den Auen. Das mussten die Truppenkontingente der Herzöge sein, die sich hier zur Heeresschau versammelt hatten. Bei solchen Gelegenheiten erschien es der Gotin fast so, als ob die Franken nur für den Krieg lebten. Im Jahresablauf hatte die Inspektion der Truppen und die militärische Planung mit dem Märzfeld einen festen Platz.

Mit einem Mal bemerkte sie Schritte auf den Planken des Decks, die sich ihr näherten. Ein kurzer Blick über die Schulter verriet ihr, dass es ihr Sohn war, der neben sie trat.

„Wir sind bald da“, sagte sie ohne den Blick von der Landschaft vor ihr abzuwenden. Childebert stützte sich auf die Reling neben ihr und blickte ebenfalls nach vorne.

„Und mit uns kommt der Tod in diese Stadt.“

„Nicht der Tod, sondern die Gerechtigkeit wird Einzug halten“, erwiderte sie. Der junge König nickte langsam mit dem Kopf bevor er antwortete:

„Recht oder Rache, wer vermag das noch zu unterscheiden in unseren Tagen?“ Fürwahr sie lebten in unruhigen Zeiten, in denen der Tod allgegenwärtig war. Auf jede Bluttat folgte eine neue und jeder Krieg beschwor den nächsten bereits herauf. Manchmal erschien es ihr so, als ob das Höllenfeuer der Verdammnis bereits auf Erden loderte. Eine Weile standen sie schweigend nebeneinander am Bug des Schiffes.

„Sag, Childebert, wann ziehen wir los, um deinen Vater zu rächen? Wann führen wir das Schwert gegen Fredegunde, wie es die Gerechtigkeit verlangt?“

„Die Neustrier haben ein starkes Heer. Wie leicht könnte so ein Krieg unser Untergang sein.“ Die ausweichende Antwort ihres Sohnes ärgerte Brunichilde.

„Und wenn dem so ist, dann ist es der Plan des Allerhöchsten, uns zu vernichten“, brach es gereizt aus ihr hervor.

„Du würdest für die Erfüllung deiner Rache auch durch die Hölle marschieren“, erwiderte Childebert.

Fast hätte sie gelacht, als sie seine Worte vernahm. Ihr Sohn kannte das Leben

lediglich als Prinz und Regent. Entsprechend harsch fiel ihre Antwort aus:

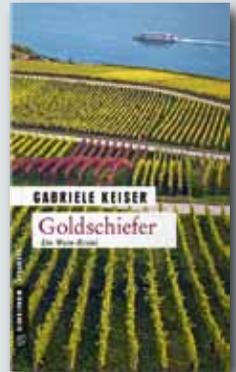
„Die Hölle hat für mich keinen Schrecken mehr, denn dort weilte ich schon längst. In vielen dunklen Stunden hat mich nur die eine Hoffnung aufrecht erhalten: Endlich den Tod dieser Hexe herbeizuführen, die sich an meinem und deinem Blut versündigt hat. Zu lange schon hat sie ihr Leben verwirkt. Zu viele Tote klagen sie an.“

Childebert schien es vorzuziehen, ihr nicht zu antworten. Aufmerksam betrachtete sie die Menschen, die an beiden Seiten des Flusses standen und neugierig die Vorbeifahrt der königlichen Flotte beobachteten. Es waren einfache Bauern und Handwerker, die nichts von Politik verstanden und auf ein friedliches Leben hofften. Sie wussten nicht, dass der Friede in ihrer Zeit lediglich die Abwesenheit des Krieges war. Die Stadt war nun zum Greifen nahe. Bei ihrem Anblick musste sie an ihren geliebten Mann denken, der dort so gerne verweilt und von der Mauerkrone aus das geschäftige Treiben im Hafen und auf dem Fluss beobachtet hatte. Aber das war schon viele Sommer her und schien Brunichilde, wie eine Erinnerung aus einem anderen Leben. Einem Leben in Freude und Sicherheit jenseits des Styx.

Als sie die lange, turmlose Ufermauer des alten Castrums passiert hatten, wurde es unruhig an Bord. Die Mannschaft begann ihre Plätze einzunehmen und die Ruder ins Wasser zu lassen, um das Schiff zu wenden und in den Hafen zu steuern. Die Strömung trug sie während dieses Manövers ein Stück den Fluss hinab und eröffnete den Blick auf das enge Tal mit den hoch aufragenden Bergwänden, durch die die Fluten ihr Bett gegraben hatte. Fruchtbare Äcker säumten das Gestade zu ihrer Rechten und dahinter erklommen üppige Weinberge die steilen Hänge. Große Höfe am höher gelegenen Ufer zeugten vom Wohlstand der Bauern, deren Wein entlang des ganzen Stroms gehandelt wurde. Auch auf ihrer langen Festtafel, an der sich die Adligen von Stadt und Gau versammelten, würde heute Abend der goldglänzende Rebensaft in den Gläsern funkeln. Mit ihm würden sie auf ihren König anstoßen und ihm ihre Treue bekunden an diesem Tag des letzten Blutgerichts.

Weinberge, alte Knochen und eine Familientragödie

„Goldschiefer“ ist die Bezeichnung eines Rieslings des Leutesdorfer Winzers Hans Peter Selt. „Goldschiefer“ ist auch der Titel eines Romans, dessen Schauplatz der Weinort Leutesdorf ist - gegenüber von Andernach, wo die Autorin zuhause ist. In diesem 5. Fall für die Koblenzer Kriminalkommissarin Franca Mazzari geht es um eine junge Frau aus dem Ort Hammerstein, die seit knapp 30 Jahren vermisst wird. Die Betroffenen von damals geben sich ziemlich zugeknöpft, so dass die Polizei vermutet, hier könnte eine Wahrheit zutage gefördert werden, die niemand wissen will.



Dieser Weinkrimi, der einiges von Weinanbau und dem Winzerleben erzählt, ist im Gmeiner Verlag erschienen. 277 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-8392-1673-6.

Grenzen überwinden durch Kultur



Eine Projektgemeinschaft von Künstlerinnen und Künstlern hat sich zusammengefunden, um sich dem Thema Grenzüberschreitung durch Sprache und Bild in einer persönlichen, eindrücklichen und auch unterhaltsamen Weise zu nähern. Entstanden sind Geschichten, die berühren, nachdenklich machen oder uns mit auf eine Erinnerungsreise nehmen. Grenzerfahrung und Grenzüberschreitung, wer hat beides nicht schon am eigenen Leib erlebt? Als Mutprobe in der Jugend, als Übergang von einer Lebensphase in eine andere, während einer Krise, als Annäherung an uns Unbekanntes, Fremdes, als Lernprozess und Hinweis auf Entwicklungspotentiale.

Das Literaturwerk Rheinland-Pfalz-Saar e. V. hat dieses Projekt sehr gerne unterstützt. Grenzen überwinden, ob im engen persönlichen, im gesellschaftlichen und politischen Kontext, die Annäherung an Unbekanntes ist schon immer Gegenstand von Literatur. Literatur sucht die Auseinandersetzung mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Literatur lebt von der Vielfalt und ihren Überraschungen, davon, abseits des Mainstreams eigensinnig und unangepasst nach Inspiration und Zukunftsweisendem zu suchen und sich Unangenehmem zu stellen. Die Beiträge aus Andernach und Leutesdorf zeigen uns anschaulich in dieser Broschüre, was uns fehlt, wenn wir das uns Unbekannte fürchten, wenn wir die Brücke meiden, die uns das Fremde in uns und um uns herum näherbringen kann.

In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern der Broschüre ein ganz persönliches Lesevergnügen und eine unterhaltsame Bildbetrachtung.

Brigitta Dewald-Koch

1. Vorsitzende Literaturwerk Rheinland-Pfalz-Saar e. V.

Gabriele Keiser



Geboren wurde die Pfälzerin in Kaiserslautern. Die studierte Literaturwissenschaftlerin lebt heute als

freie Schriftstellerin, Lektorin und Dozentin in Andernach. Ihre Romane um die sympathische Kriminalkommissarin Franca Mazzari spielen im Dienstbezirk der Polizei Koblenz und vermitteln mit ihren interessanten Schauplätzen ein Gefühl für die Region. Die Autorin war etliche Jahre Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in Rheinland-Pfalz, ist Mitglied in der Vereinigung deutschsprachiger Krimiautoren *Syndikat* und erhielt den Kulturförderpreis des Landkreises Mayen-Koblenz. Sie bekennt sich zu dem Genre Regionalkrimi, weil sie gern über etwas schreibt, in dem sie sich auskennt. Über ihren Buga-Krimi *Engelskraut* schrieb die Presse: „Ein Leckerbissen für die Kenner der Örtlichkeiten ...“

Markus Bäcker



Der Autor und Grafiker wurde kurz nach der Mondlandung in Andernach geboren. Geprägt

durch den geschichtlichen Reichtum dieser Region, verfolgt er eine Vielzahl an Interessen, was dem roten Faden in seinem Leben einen mään-

dernden Verlauf gibt. Vor ein paar Jahren griff er das Schreiben als Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen wieder auf. In seinen Arbeiten wirft er einen nüchternen Blick auf die Wirklichkeit und manchmal auch dahinter. 2018 brachte er unter dem Titel *Vom Ende her* eine Sammlung von Kurzgeschichten heraus. Für die nächste Zeit ist die Veröffentlichung des historischen Dramas *Stilicho* geplant.

Ursula Goldau



Im Weinort Leutesdorf geboren, lebt die mit internationalen Preisen ausgezeichnete Künstlerin nach

etlichen Aufenthalten anderswo heute auf beiden Seiten des Rheins. Das Thema „Brückenschlag“ ließ sie tief in ihre Vergangenheit schauen. Zusätzlich malte sie unfertige Bilder weiter, die ihr von Freunden in Karlsruhe geschenkt wurden. Diese Bilder, die an der dortigen VHS entstanden sind, betrachtet sie als persönliche Grenzüberschreitung einer ihr fremden Bildwelt. Durfte sie, deren Grundthema das Verhältnis von Farbe und Linie ist, sich einfach integrieren, assimilieren oder gar konterkarieren? Sie tat es und im Endeffekt betrachtet sie diese Ergänzungen als ein Abenteuer, das Thema aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten und weder die eine noch die andere Betrachtungsweise auszuschließen. Damit verdeut-

licht sie auch, wie Anstöße von außen vollkommen andere Ergebnisse zur Folge haben können.

Rita Krupp



Die pensionierte Förderschul- und Kunstpädagogin Rita Krupp aus Andernach malt Bilder in Öl und

Acryl. Als Kind verlor sie bei einem häuslichen Unfall auf dem elterlichen Bauernhof in Miesenheim die rechte Hand. Mit ihrem Heimatort verbindet sie jedoch viele schöne Erinnerungen und eine glückliche Kindheit und Jugend. So zog es sie nach ihrem Studium in Koblenz und Mainz und ihrer ersten Arbeitsstelle in Bad Kreuznach zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auch wieder zurück in ihre Heimat nach Andernach. Hier malt sie ihre Bilder von Heimat und Natur inzwischen nicht nur mit der linken Hand, sondern auch mit rechts und ihrer neuen myoelektrischen Handprothese. In diversen Kunstausstellungen nutzte sie die Gelegenheit, ihre Werke einem breiten Publikum vorzustellen.

Ellen Graf



Die Autorin und Hobbymalerin wurde in Andernach geboren. In Trier studierte sie Sinologie,

klassisch chinesische Philologie und Anglistik. Während eines Auslandssemesters in Taipei erhielt sie ein Stipendium des Ministry of Education (Republic of China/ Taiwan). Insgesamt hat die rheinische Frohnatur mit leicht vulkanischen Zügen 13 Jahre in Taipei verbracht. Inzwischen lebt sie wieder in ihrer Geburtsstadt und sieht sich als Beobachterin, die versucht, die Menschen und ihre Beweggründe zu ergründen, sowie das Leben zu studieren. Sie schreibt über Begebenheiten, die sie selbst erlebt hat und die sie beschäftigen.

Carmen Rakemann



Die Künstlerin ist in Celle geboren, in Niedersachsen aufgewachsen, hat einige Umzüge in Kauf

genommen, um sich weiterzubilden. Unter anderem hat sie in der dreijährigen Gestalttherapieausbildung mit Träumen und Visionen gearbeitet, persönliche Lebensthemen gemalt. Auf ihrer intensiven Suche gelangte sie in ihre heutige ausdrucksstarke Malerei in vielerlei Techniken. Zahlreiche Ausstellungen, u.a. in Berlin, Brüssel, Freiburg, in denen sie Werke in Holz, Nägeln, Öl- sowie Acrylfarben präsentierte. Im VHS-Kurs „Schreiben!“ feilt sie an ihrer Biographie, in die auch Teile ihrer außergewöhnlichen Krankengeschichte einfließen. Sie lebt in ihrem Wohnate-

lier in einem Jugendstilhaus und leitet die Kunstgalerie C. R. in der Stadthausgalerie Andernach.

Dagmar Pascher



Nach frühkindlichen Vorleseritualen weckten ihre Eltern schon bald eigene Leselust in der Wei-

tersburgerin, bekräftigt durch die Aussicht: „Wenn du ein Buch gelesen hast, bekommst du von uns ein neues.“ Das Versprechen war schon bald nicht mehr haltbar und es musste auf die örtliche Bibliothek zurückgegriffen werden. Zur Faszination des Lesens gesellte sich bei ihr mit den Jahren die Freude am Schreiben. Reiseeindrücke, Anekdoten, Besinnliches und Lustiges fanden den Weg vom Kopf zum Papier. Es bereitet der Rheinländerin einfach Freude, ihren Gedanken, Erlebnissen und Fantasien über das Gespräch hinaus durch das Festhalten und Ausmalen in Schrift und Bild eine etwas andere Dimension zu verleihen.

Petra Schmidbauer



Berufliche Gründe brachten die Mikrobiologin und OP-Schwester mit ihrer Familie an den Rhein.

Bei ihrem Umzug von Berlin nach Andernach kam ihr sehr zugute, dass

sie gern und aufmerksam Menschen beim Erzählen zuhört, denn dazu bieten die aufgeschlossenen, kontaktfreudigen Rheinländer genug Gelegenheiten. Da ihre drei Kinder bereits erwachsen sind, findet sie ausreichend Zeit, viele ihrer neuen Eindrücke schreibend festzuhalten. Sie ist immer bereit, dazu zu lernen und sich zu verbessern. Deshalb schloss sie sich dem VHS-Kurs „Schreiben!“ an, wo sie Inspiration und anregenden Austausch über ihre Erlebnisse und ihr Schreiben findet. Schon als Kind liebte sie es, Geschichten über andere zu sammeln und fühlte sich, als bekäme sie mit jeder ein Stück Leben dazugeschenkt. Das Schöne am Schreiben für sie ist, dass sie sich aussuchen kann, an welchem Ort sie gerade sein will und entscheiden kann, dort zu bleiben, wo es ihr gefällt.

Gabriele Specht-Birlem



Geboren ist sie in Leipzig, aufgewachsen in Köln. Da familiäre Bindungen oft schwierig waren, fühlte sie

sich lange Zeit heimatlos. 17 Jahre lang hat sie in Südfrankreich gelebt, wo sie zum ersten Mal eine enge Verbundenheit zu einem Land aufbauen konnte, was sie sehr prägte. Heute lebt sie wieder in Deutschland und gerne in Andernach. Die Verständigung zwischen verschiedenen Ländern und Nationen sowie persön-

liche Freundschaften pflegt sie ausgiebig - das ist ihr Lebensthema, das sich auch in ihrer Malerei widerspiegelt.

Gisela Schreyögg



Die Malerin und Restauratorin Gisela Schreyögg wurde 1940 in Graz geboren und wuchs in Leutesdorf

auf. Ausbildungen in Krefeld (Textildesign) und München (u. a. Bauernmalerei). Restauratorin im Rheinischen Landesmuseum für Archäologie, Kunst und Kulturgeschichte in Bonn, Spezialisierung auf Wandmalerei und Steinskulptur beim Denkmalamt in Bonn. Als selbständige Restauratorin restaurierte sie über 100 Kirchen und Gebäude im Bistum Trier, darunter die Pfarrkirche und die Marienburg in Leutesdorf. Anfang der 90er Jahre Studium der Malerei, seitdem freie Malerin. Gisela Schreyögg lebt heute in Niederhonnefeld im Westerwald. Im Oktober 2020 präsentiert das Gemeindezentrum Leutesdorf eine Auswahl ihrer Werke aus drei Jahrzehnten.

Gabi Adams-Hildebrandt



Die Floristin Gabi Adams-Hildebrandt, Jahrgang 1967, wuchs in Leutesdorf auf. 2002 übernahm sie

dort von ihren Eltern das „Blumenhaus Adams“ – die Familie führt es nun bereits in der dritten Generation. Gabi Adams-Hildebrandt hat sich „schon immer für Farben begeistert“, in ihrem Beruf als Floristin wie in der Malerei, die sie schon seit der Jugend betreibt. Die Idee zu ihrem Acryl-Bild „Blumenbrücke Leutesdorf - Andernach“ entstand bei einem gemeinschaftlichen Mal-Nachmittag kunstinteressierter Frauen in der Leutesdorfer „KulturTrommel“.

Harald Stoffels



Jahrgang 1955, Diplomsoziologe, Politologe und Redakteur, wuchs in Leutesdorf am Rhein

auf. Ab Ende der 70er Jahre Tätigkeiten als empirischer Sozialforscher, Autor, Journalist und Medienberater u.a. in Frankfurt am Main, Hamburg und München sowie seit 1996 in Köln. Als Fotograf erste Buchveröffentlichung 2008 (*Fit am Ball 3000*), erste Einzelausstellung 2012 in Frankfurt (*Bacharach – Bamako usf. Neue Bilder vom romantischen Reisen*). 2014 Rückkehr nach Leutesdorf. 2016 dort Gründung der Künstlergruppe *Achse 8*, gemeinsam mit Marianne Nalbach und Walter Jotzo.

Walter Jotzo



Der Maler, Druckgrafiker, Musiker und Diplomsoziologe Walter Jotzo wurde 1956 in Neuwied

geboren. Künstlerische Ausbildung bei Maler und Grafiker Alfred Mager in Neuwied. 1971 Sieger des Wettbewerbs *Jugend malt für Olympia* in Rheinland Pfalz. 1976 bis 1983 Soziologie- und Philosophiestudium in Frankfurt am Main. Zahlreiche Projekte als Musik- und Videokünstler. Ab 1990 Grafik- und Malerei-Ausstellungen, u.a. mit Hans Boeffgen, Peter Bohl, Berthold Steiger, Vladimir Tabarovskii in Köln, Frankfurt und Kassel. 2009 erste Einzelausstellung in Frankfurt. 2014 Gründung der Gruppe *Abdruck* mit Hans Boeffgen und Hermann Feuchter. 2016 Erwerb eines Hauses mit Atelier in Leutesdorf und Gründung der Gruppe *Achse 8*.

Berthold Steiger



Der Maler Berthold Steiger, Jahrgang 1955, wuchs in Michelstadt im Odenwald auf. Er wurde schon früh von

dem Lehrer und Künstler Dieter Klapproth entdeckt und gefördert. Nach dem Abitur Ausbildung zum Krankenpfleger in Frankfurt am Main. 1979 bis 1984 Studium an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste (Städelschule) in Frankfurt bei

Thomas Bayrle und Hermann Nitsch. Ab Mitte der 90er Installationen und Malereiprojekte mit Hayko Spittel (*Grüne Lunge Ostend, Die Schnäppchenfrage*). Ausstellungen mit Hans Boeffgen, Peter Bohl, Walter Jotzo. Berthold Steiger ist regelmäßiger Gast der Gruppe *Achse 8* in Leutesdorf und arbeitet neben der künstlerischen Tätigkeit in der Drogenhilfe Frankfurt.

Christina Merkel



Die Autorin wurde in Freiberg/Sachsen geboren. Im Dezember 1991 zog sie mit ihrer Familie nach

Rheinland Pfalz und lebt seit 2005 in Andernach. Nach ihrer vollendeten Berufstätigkeit suchte sie nach einem sinnvollen Hobby. Durch ihre Kinder wurde sie zum Schreiben animiert. Sie besucht den Kurs „Schreiben!“ in der VHS Andernach, mit dem Ziel ihren Stil zu verfeinern und die vielen Geschichten ihres Lebens zu Papier zu bringen.

Manfred Nachtsheim



Der passionierte Hobby-Genealogie und VFL-Bochum-Fan bräuchte einen 72-Stunden-Tag, um all seinen Interessen nachgehen zu können und dabei genügend lebens-

wichtige Nix-Tu-Phasen zu haben, die er mit Espresso und Buch auf dem Balkon oder im Garten genießen kann. Mit dem Schreiben ist kurz vor der Rente ein weiteres Herzblutthema hinzu gekommen. Er hat daher beschlossen, wiedergeboren zu werden, um genügend Zeit für Alles zu haben. Nach 16 Wohnstätten in 62 Jahren ist er nun in seinem Haus in Andernach angekommen. Er ist sich nach vielen Zufällen in letzter Zeit sicher, dass das Universum nicht würfelt.

Maria Theresia Tilgen-Selt



Die Oekotrophologin und ausgebildete Rettungssanitäterin entstammt einer kinderreichen Bäcker-

rei- und Kolonialwarenfamilie im Westerwald. Heute bewirtschaftet sie mit ihrer Familie ein florierendes Weingut in Leutesdorf. Selt-Weine sind vielfach ausgezeichnet, werden im Gault-Millau empfohlen und weit über die Region hinaus geschätzt. Politisch und sozial engagiert sie sich in etlichen Belangen rund um den Ort und setzt sich intensiv mit Themen der Zeitgeschichte auseinander. In ruhigen Minuten kommt sie hin und wieder zum Malen und Schreiben. Zu Berlin hat sie eine besondere Beziehung, die Stadt kennt sie von einer Anstellung als junge Frau im Haushalt der Gisseurin und Schau-

spielerin Katharina Thalbach und später als Assistentin des Stewartleiters im Hotel Kempinski. In vielen Bereichen interessiert betrachtet sie sich als Freigeist in jeglicher Hinsicht.

Gerda Stark



Sie ist in Schleswig-Holstein geboren und aufgewachsen. Bei einem Besuch in Andernach lernte sie

ihren späteren Ehemann kennen und fand in Miesenheim eine neue Heimat. Beruflich war sie als Büroangestellte beschäftigt. Nun macht es ihr Spaß, eher sachliche Berichte zu verfassen. Im VHS-Kurs „Schreiben!“ lernt sie, wie man interessante, spannende Texte formuliert und Emotionen zum Ausdruck bringen kann. Mit Gymnastik, Tanzen und Fremdsprachenlernen hält sie sich körperlich und geistig fit.

Marianne Nalbach



Die Malerin, Kunst- und Traumatherapeutin Marianne Nalbach wurde 1955 in Leutesdorf geboren. Nach

Studienjahren in München Ausbildung in Grafik und freier Malerei bei Armin Bremicker an der Freien Kunstakademie Nürtingen. Ausbildung in Kunsttherapie (bei Thurid

Stewart) und in kunsttherapeutischer Bildhauerei (Thomas Link). In Reutlingen erwarb sie das Diplom der Sozialpädagogik. Seit 2003 Tätigkeit als selbständige Kunst- und Traumatherapeutin, derzeit in München und Koblenz. Marianne Nalbach lebt und arbeitet heute in Leutesdorf, betreibt dort das Kreativ-Zentrum *Kultur-Trommel*. Sie ist außerdem Teil der Gruppe *Achse 8*.

Tanja Haas



Die Andernacherin wurde 1992 geboren und entdeckte erst spät die fantastische Welt der Bücher.

Vampire, Götter, Engel und Dämonen sind ihre ständigen Begleiter. Als Autorin liebt sie es, neue Welten zu erschaffen und Leser in einer Achterbahn der Emotionen

mitzureißen. Im Kurs „Schreiben!“ der VHS Andernach fand sie neue Inspiration im Austausch mit den anderen Teilnehmern. Die gelernte Bürokauffrau veröffentlicht heute hauptsächlich in den Schreibnetzwerken *Sweek* und *Wattpad*. Mit der Mikro-Fiction *Ein letzter Tanz im Mondlicht* schaffte sie es in das *Sweek Kurzgeschichten Buch - Band 1*. Seit 2016 arbeitet sie fleißig an einer zweiteiligen Fantasy-Romanreihe über eine unfreiwillige Heldin, die in ihren Schwächen die größten Stärken entdeckt.

Herausgeber

Literaturwerk
Rheinland-Pfalz-Saar e.V.
Lion-Feuchtwanger-Str. 13a
55129 Mainz

Kontakt

Brigitta Dewald-Koch
(1. Vorsitzende)
Tel.: 0 61 31 - 5 97 03
Mail: info@dewald-koch.de

Stand

Juni 2020

Konzept & Layout

Markus Bäcker

Redaktion & Lektorat

Gabriele Keiser

Inhalt

Für den Inhalt der Texte sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

Nachdruck

Nachdruck und Reproduktion - auch auszugsweise - nur mit Genehmigung.

Christian Schwarz
Filialleiter
BeratungsCenter Andernach-Südstadt

Herzblut schafft Tradition.



Einfach mit Herzblut!

„Als Aktiver der Rot-Weiße-Husaren Andernach ist der Karneval für mich gelebte Tradition. In den Vereinen wird über Jahrzehnte viel geleistet, was unsere Region liebenswert macht. Gerade die Jugendarbeit ist enorm wichtig und wird von der Sparkassen-Stiftung gerne unterstützt. Das ist MY-KSK.“



Christian Schwarz

 Kreissparkasse
Mayen